Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellgeld 2 RM monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag Heinrich Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Bruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. I. 36 1815. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom R. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 46 | Sonntag, den 16. Februar | 1936

Pierre Etienne Flandin

Karriere und Politik des französischen Außenministers

Ist mit dem Abtritt Lavals und dem Einzug Flandins auf dem Pariser Quai d'Orsay das Ruder der französischen Außenpolitik herumgeworfen worden? Hat sich der neue Außenminister vorgenommen, mit seiner Politik dort wieder anzuknüpfen, wo der für den Frieden Europas so verderbliche Kurs seines Vorgängers Barthou durch das Marseiller Attentat jäh abgebrochen wurde? Diese Fragen stellt man sich gegenwärtig mit Besorgnis im französischen Volk, das seit Jahren eine Verständigung mit dem deutschen Nachbarn herbeisehnt, und auch außerhalb Frankreichs überall dort, wo die verkrampfte diplomatische Geschäftigkeit der Pariser Regierungsstellen Bedenken und Unruhe auslösen muß.

An die Stelle der verhältnismäßig starken und dauerhaften Regierung der „Union nationale", in welcher der Ministerpräsident selbst die Außenpolitik leitete, ist ein schwaches Uebergangskabinett getreten, das bei der Vorstellung vor der Kammer eine große Linksmehrheit erhalten hat, aber doch nicht als ein eigentliches Ministerium der Linken anzusehen ist, da der neugewählte Präsident der größten Linkspartei, der kleinbürgerlichen Radikalsozialen, und gleichzeitige Führer der „Volksfront" Edouard Daladier, der übrigens trotzdem als Vater des Viererpaktes und Gegner des Sowjetkurses ein ausgesprochener Förderer der Verständigung mit Deutschland ist, weder die Leitung der Regierung übernommen, noch überhaupt ein Ministerium erhalten hat. Obwohl also das Kabinett Sarraut, dessen parteipolitische Schattierung absichtlich farblos gehalten wurde in der Hauptsache nur die Aufgabe hat, die Neuwahlen zur Kammer, die in zwei Monaten stattfinden werden, mit tunlichster Unparteilichkeit durchzuführen, entfaltet es auf außenpolitischem Gebiet, begünstigt durch die Anwesenheit zahlreicher Staatsoberhäupter und leitender Minister in Paris, eine derartige Betriebsamkeit, daß das Parlament allmählich unruhig wird, und die außenpolitische Kommission der Kammer den Außenminister aufgefordert hat, vor ihr zu erscheinen und Rechenschaft abzulegen.

Tatsächlich ist es der neue Außenminister, dem die unerwartete und auch ziemlich ungerechtfertigte Aktivität der französischen Außenpolitik zuzuschreiben ist. Schon seit Jahren hat Flandin verzweifelte Anstrengungen gemacht, Herr des Quai d'Orsay zu werden. Es war ihm nicht einmal gelungen, als er im November 1934 nach dem Rücktritt Doumergues selbst eine Regierung bildete. Damals mußte er, um Ministerpräsident zu werden, Laval als Außenminister von seinem Vorgänger übernehmen. Und diesmal ist es ihm nur auf Umwegen gelungen, das erstrebte Ziel zu erreichen. Obgleich Vorsitzender einer Partei (der „Alliance démocratique"), welche die zurückhaltende Völkerbundspolitik Lavals voll und ganz unterstützte, mußte er sich denjenigen Gruppen und Personen gegenüber, welche im Kabinett Sarraut maßgeblichen Einfluß ausüben, zu einem gewissen außenpolitischen Kurswechsel verpflichten, der auf eine stärkere Anlehnung an England und beschleunigte Ratifizierung des Sowjetpaktes vom 2. Mai 1935 hinausläuft.

Bei Pierre Etienne Flandin ist der politische Ehrgeiz eine starke treibende Kraft. Das geht aus seinem bisherigen Lebenslauf deutlich hervor. Am 12. April 1889 als Sohn des späteren Generalresidenten von Tunis geboren, eroberte er, kaum 25jährig, in den Maiwahlen des Jahres 1914 den väterlichen Wahlkreis im Departement Yonne (nach dem Nebenfluß der Seine gleichen Namens so benannt). Bereits zwei Jahre vorher hatte er, für damalige Zeiten ein außerordentliches Ereignis, den Flugzeugführerschein erworben. Bei Ausbruch des Krieges zog er zunächst ins Feld, ließ sich aber bereits zu Beginn des Jahres 1915 ins Kriegsministerium versetzen, wo er besondere Aufgaben erhielt. Mit 31 Jahren wurde Flandin zum ersten Male Mitglied einer Regierung. Ihm wurde 1920 das Luftfahrtwesen, damals noch Unterstaatssekretariat, in dem scharf rechtsgerichteten Kabinett des „Nationalen Blocks" anvertraut, das von dem ehemaligen Sozialisten und späteren reaktionären Staatspräsidenten Millerand geleitet wurde.

In der Hoffnung, durch die Protektion dieses damals außerordentlich einflußreichen Politikers Karriere zu machen, sah sich Flandin indessen bald getäuscht. In den Maiwahlen des Jahres 1924 errang die Linke einen entscheidenden Sieg und ihr Führer, Edouard Herriot, lehnte es ab, die Berufung zum Ministerpräsidenten aus den Händen Millerands, der gerade zum Präsidenten der Republik aufgerückt war, entgegenzunehmen. Der Staatspräsident stellte darauf der Linksmehrheit in der Kammer ein rechtsgerichtetes Kabinett gegenüber, in dem François-Marsal die Leitung erhielt und Flandin eine wichtige Rolle spielte. Das Kabinett wurde nach wenigen Tagen gestürzt, und Millerand sah sich genötigt, den Elysee-Palast (den Sitz des französischen Staatspräsidenten) vorzeitig zu räumen. Doumergue trat damals die Nachfolge an, und Herriot wurde Ministerpräsident. Flandin aber hatte sich bei den Radikalsozialisten unmöglich gemacht und blieb sechs Jahre lang von jeglicher Regierungsteilnahme ausgeschlossen.

Seine glänzend begonnene politische Laufbahn wurde auf diese Weise jäh und nachhaltig unterbrochen. Erst als Tardieu im November 1929 sein erstes Kabinett bildete, wurde Flandin wieder hinzugezogen und erhielt zunächst das politisch unwichtige Handelsministerium. Laval, dessen Erbschaft er jetzt angetreten hat, war es, der ihn zu Beginn des Jahres 1931 zum Finanzminister aufrücken ließ. In dem Wahlkampf des Frühjahres 1932, der mit dem allgemein erwarteten Siege der Linken endete, setzte sich Flandin, obgleich er als Finanzminister noch zu dem Rechtskabinett Tardieu gehörte, bereits für eine Zusammenarbeit mit den Radikalsozialisten ein. Doch die Linke lehnte ihn auch weiterhin ab und erst 1934, als er inzwischen Vorsitzender der „Alliance démocratique" geworden war, gelang ihm auf diesem Wege der Eintritt in eine neue Regierung. Seitdem hat er sich in der Spitzengruppe zu halten vermocht. Aber spätestens mit den Neuwahlen muß mit dem Kabinett Sarraut auch er wieder abtreten.

827 Kriege in 1000 Jahren

Die Geschichte Europas im Lichte einer amerikanischen Statistik

Der amerikanische Historiker Pitrim A. Sorokin und sein Landsmann General Golovin haben ausgerechnet, daß in den letzten 1000 Jahren von europäischen Nationen 827 Kriege geführt worden sind. Wenn auch Europa in diesem Jahrtausend kein fest umrissener Begriff gewesen ist, und wenn auch einige seiner großen Völker erst neuerdings zu einer nationalpolitischen Einheit gelangt sind, so bleibt dennoch die Statistik aufschlußreich genug und bietet ein erschreckendes Bild eines Teils der mit Blut geschriebenen Weltgeschichte.

Nicht ohne Reiz ist es, aus dieser Statistik den verhältnismäßigen Anteil der europäischen Nationen an diesen Kriegen festzustellen. Dieser Aufstellung gemäß hat Frankreich in diesem Jahrtausend 185 Kriege geführt, England 176, Rußland 151, Oesterreich 131, Spanien 75, Italien 32, Deutschland 23 und Holland 22 Kriege. Deutlicher als mit diesen Zahlen konnte wohl kaum bewiesen werden, wie friedliebend das deutsche Volk auch in der Vergangenheit immer gewesen ist, obgleich doch sein geschichtliches Werden und Reifen zum Unterschied von anderen Völkern ungeheuer schwer und mühselig war.

Die Bedeutung der Erzeugungsschlacht

ein Teil des Freiheitskampfes der deutschen Nation

Von stellv. Gauleiter Stürtz

NSG. Nachdem der Führer und seine Bewegung in jahrelangem Ringen um die Seelen der deutschen Menschen die geistige Grundlage für die Ergreifung der politischen Macht geschaffen hatten und durch die Uebernahme der Macht am 30. Januar 1933 die Voraussetzungen für die Schaffung eines neuen Reiches hergestellt waren, trat die von manchen Deutschen vollkommen ungenügend gewürdigte Aufgabe der Sicherung der äußeren Unabhängigkeit Deutschlands immer deutlicher zutage. Ueber dem erbitterten Machtkampf im Innern waren, das muß leider festgestellt werden

vielfach die großen Gefahren, die der deutschen Nation von außen drohten und drohen, von der breiten Masse des Volkes nicht in hinreichendem Maße erkannt und beachtet worden.

Doch der geistige Umbruch des deutschen Volkes vollzog sich über alles Erwarten schnell. Neben inneren Reformen arbeitet der Führer mit aller Energie auf eine immer bessere Sicherung des Reiches nach außen hin. Deutschland errang im Jahre 1935 die Wehrfreiheit. Es rüstet auf und schafft sich militärisch die Sicherheit, die seiner Stellung im Leben der Völker angemessen und für es notwendig ist. Nichts wäre aber verfehlter, als angesichts dieser herrlichen Entwicklung die Dinge zu vergessen, die für die Sicherung der äußeren Freiheit ebenso notwendig sind wie Wehr und Waffen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Reichsnährstand die Erzeugungsschlacht proklamiert. Im Gegensatz zu dem früheren liberalistischen System, das die Frage der Versorgung des deutschen Volkes als eine Frage der Welthandelsbeziehungen behandelte, vertritt der Reichsnährstand vor dem ganzen Volke das fundamentale Gesetz,

daß nur das Volk wirklich die nationale Freiheit habe, das es vermag, sich die Nahrungs- und Brotfreiheit zu sichern.

Der Weltkrieg hat gezeigt, wie wenig Welthandelsbeziehungen nützen. Es darf wohl ohne Uebertreibung behauptet werden, daß der unglückliche Ausgang des Kriegs nicht durch militärisches Versagen, durch Mangel an Wehr und Waffen usw. verursacht wurde, daß aber der Mangel an Nahrungsmittel der verräterischen Propaganda internationaler Kreise die denkbar größte Unterstützung verlieh. Wenn nun der Reichsnährstand alles tut, um aus der so kleinen deutschen Scholle so viel wie möglich herauszuholen, damit sich das deutsche Volk dem Idealzustand der Nahrungs- und Brotfreiheit wenigstens immer mehr annähere, so leistet der Reichsnährstand damit eine Arbeit, die derjenigen der wehr- und waffenmäßigen Aufrüstung würdig an die Seite zu stellen ist.

Zur Eröffnung der internationalen Automobilausstellung in Berlin

Der Motor wird Volksgut

NSK. Im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft kommt der Automobil- und Motorradindustrie eine immer größere Bedeutung zu, und unter bewußter Förderung von Partei- und Staatsdienststellen konnte sich gerade dieser Industriezweig in den Jahren des Aufbaues stark entfalten. Wir brauchen nur die Zahlen der Neuzulassungen zu vergleichen, um festzustellen, daß

der Gedanke einer Motorisierung Deutschlands keine Utopie mehr ist.

Waren es 1932 nur 104 549, 1933 bereits 151 461, 1934 schon 244 091 Autos, Lastwagen und Motorräder, die neu zugelassen wurden, so erhöhte sich für das vergangene Jahr die Zahl auf 331 075, und das Jahr 1936 wird — das zeigt schon der Monat Januar — mit einer noch größeren Steigerung aufwarten.

Der Besitz eines Autos ist eben im nationalsozialistischen Deutschland kein Luxus mehr, sondern eine Notwendigkeit.

Der Führer selbst hat auf seinen Kampffahrten durch Deutschland das Auto schätzen gelernt, und er war es — nicht die Automobilindustrie — der die kategorische Forderung nach einem Volksauto stellte; damit war allen Schaffenden der Autobranche das Ziel gesetzt, das da heißt:

Das Auto muß Volksgut werden.

Uns interessiert nicht, ob der Motor hinten oder vorn liegt, ob Vorder- oder Hinterradantrieb das Auto weiterbewegt, ob Blumenhalter im Innern vorhanden sind und ein eingebauter Radiokasten Fahrer und Insassen mit schmelzenden Tönen erfreut; wir richten das Hauptaugenmerk auf eine Verbesserung der Fahreigenschaft unter besonderer Berücksichtigung des wirtschaftlichen Momentes. Mögen einige noch das Volksauto belächeln — auch die Autobahnen hielt man für eine Utopie —, wir wissen, daß es eines Tages da ist in einer Ausführung und Qualität sowie zu einem Preis, der es Tausenden von Volksgenossen ermöglichen wird, sich dieses Verkehrsmittels zu bedienen.

Neben den deutschen Autofirmen mit Weltruf und der Industrie verdient das NSKK. unter Korpsführer Hühnlein eine besondere Erwähnung.

Das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps

ist als eine selbständige Gliederung der NSDAP. die Organisation, in der das Ideengut der Motorisierung besonders gepflegt wird. „Der scharfe Kraftfahrgeländesport ist das Gewissen der Industrie" sagte einst Hühnlein, und so wird eben dieser Industrie in zahlreichen Sommer- und Winter-, Dauer- und Geländeprüfungs- sowie Geländeorientierungsfahrten Gelegenheit gegeben, ihre Werke und Leistungen unter Beweis zu stellen. Hier duldet man keine besonders konstruierten Repräsentationsautos, man fährt auf Serienwagen, solchen nämlich, wie sie der Käufer erhält; aus der Art und Weise, wie Wagen und Motor alle Strapazen überstanden und den Anforderungen genügten, können Industrie und Hersteller ihre Schlüsse ziehen.

Auch auf große und außergewöhnliche Leistungen kann der deutsche Automobilsport in den letzten Jahren zurückblicken. Fälschlicherweise spricht man in solchen Fällen nur von sportlichen Erfolgen, gerade aber die Rennsiege sind es, die den Ruf deutschen Geistes, deutscher Technik und deutschen Könnens so im Auslande festigen,

daß auf der nunmehr geschaffenen Basis ein Export von Bedeutung aufgebaut werden kann.

Das Ausland weiß deutsche Wertarbeit wieder zu schätzen und kauft in steigendem Maße unsere Autos, Lastkraftwagen und Motorräder. Führten wir im Jahre 1932 nur für 28 Mill. RM. aus, so können wir erfreulicherweise feststellen, daß in zielbewußter Arbeit diese Summe sich im Jahre 1935 auf 50 Mill. RM. erhöhte. Das sind Zahlen, die für sich sprechen. Die deutsche Automobilindustrie ist

zu einem ausschlaggebenden Faktor in unserer Wirtschaft geworden,

sie hat sich unter den autoproduzierenden Ländern der Welt neben Amerika und Großbritannien den dritten Platz erkämpft.

Die diesjährige Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung in Berlin

findet statt in einem Jubiläumsjahr: 50 Jahre besteht das Kraftfahrzeug. Diese Schau wird größer und gewaltiger werden als alle zuvor. Wir wollen auch nicht vergessen, daß es die Deutschen Benz und Daimler waren, die die Kraftfahrt für die Menschheit verwirklicht und durchgekämpft haben. Geradlinig geht der Weg des deutschen Autos von 1886 bis in unsere Tage.

Die Fesseln wurden der Autoindustrie genommen. Mit neuem Unternehmungsgeist und neuer Schaffenskraft können wir in die Zukunft schauen, weil der nationalsozialistische Staat in den vergangenen drei Jahren die Voraussetzungen für die erfolgreiche Entwicklung der deutschen Automobilindustrie schuf.

Gerk Sachs.

Einstellungstermin für Freiwillige der Luftwaffe

Berlin. Verschiedene Anfragen bei Dienststellen der Luftwaffe und beim Reichsluftfahrtministerium haben gezeigt, daß vielfach Unklarheit über die Einstellungstermine von Freiwilligen der Luftwaffe, insbesondere von Freiwilligen der Flakartillerie, besteht.

Frühjahrs- und Herbsteinstellungen finden statt für die Fliegertruppe, die Luftnachrichtentruppe und das Regiment General Göring. Die Flakartillerie stellt nur im Herbst ein.

Meldeschluß für die Frühjahrseinstellungen ist der 15. März. Meldeschluß für die Herbsteinstellungen ist der 30. April.

Wer sich also für die Flakartillerie melden will, muß dies bis zum 30. April getan haben. Die Dienstzeit beträgt bei der Flakartillerie ein Jahr; es ist aber erwünscht, daß der Freiwillige eine Verpflichtung auf zwei Jahre eingeht. Die Dienstzeit beim Regiment General Göring beträgt zweieinhalb Jahre beim Eintritt im Frühjahr und zwei Jahre beim Eintritt im Herbst.

Wegen weiterer Auskünfte wende man sich an die nächstgelegene Dienststelle der Luftwaffe oder das für den Wohnsitz zuständige Wehrbezirkskommando bzw. in der entmilitarisierten Zone an die Untere Ersatzbehörde.

Eine Liste der Inhaber des Ehrenkreuzes

Berlin. Zur Aufstellung des Verzeichnisses der Namen der Ehrenkreuz-Inhaber hat der Oberbefehlshaber des Heeres eine Anordnung erlassen. Danach haben mit der Einreichung der Nachträge am 1. April 1936 die Verleihungsstellen die Zahl der von ihnen bis zu diesem Zeitpunkt verliehenen Ehrenkreuze, getrennt nach Frontkämpfern, Kriegsteilnehmern, Witwen und Eltern zu melden und außerdem die Zahl der noch nicht erledigten Anträge anzugeben.

Die „Nein"-Sager bei den Vertrauensratswahlen

Berlin. Bei der Eröffnung eines Kurses für die Schulungswalter der Deutschen Arbeitsfront in Werlsee bei Berlin sprach der Reichsschulungsleiter der NSDAP., Dr. Frauendorfer. Er sagte u. a.:

„Die bevorstehenden Vertrauensratswahlen sind keine politischen Wahlen! Das gilt es jedem Volksgenossen klarzumachen. Es ist nicht so, daß die Gefolgschaft eines Betriebes, die bei den bevorstehenden Wahlen mit „nein" stimmt, nicht nationalsozialistisch ist. Das Urteil ist vielmehr so zu werten, daß die Gefolgschaftsmitglieder mit einer schlechten Betriebsführung nicht einverstanden sind. Diesen Willen des Führers, die Wahlen nicht nach politischen Gesichtspunkten durchzuführen, gilt es, in den Betrieben zu verwirklichen. Es muß auch hier besonders auf das Wirken unserer Gegner aufmerksam gemacht werden. Glauben Sie nicht, daß unsere Bewegung keine Feinde besitzt! Sie sind jedoch nicht zusammengeschlossen in einer nach außen sichtbaren Organisation, sondern vereinigt durch eine festgefügte gleiche geistige Haltung. Nach dem alten Freimaurertrick suchen sie sich als nach außen hin betonte Nationalsozialisten möglichst weit in den Vordergrund zu schieben, um die Bewegung von innen zu bekämpfen."

Sachliche Arbeit für die Gesamtheit

Die Leistung und der Persönlichkeitswert des schöpferischen Unternehmers

Dr. Schacht zeichnet die Aufgaben

Hannover. Die durch Anordnung des Reichswirtschaftsministers errichtete Wirtschaftskammer Niedersachsen in Hannover, deren Bereich die Provinz Hannover, Oldenburg und Braunschweig umfaßt, trat im großen Sitzungssaale der Industrie- und Handelskammer zur konstituierenden Sitzung ihres Beirates zusammen. An der Tagung nahm Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht, ferner vom Reichswirtschaftsministerium die Ministerialdirektoren Dr. Pohl und Dr. Wienbeck teil.

Der Leiter der Wirtschaftskammer, Ewald Hecker,

Präsident der Industrie- und Handelskammer Hannover, begrüßte den Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht, die Gäste und die Beiratsmitglieder und nahm in feierlicher Form die Verpflichtung der Beiratsmitglieder vor.

Nachdem dann eine Reihe von Mitgliedrn des Beirates aus verschiedenen Teilen des Wirtschaftsbezirkes über Lage, Anregungen und Wünsche der verschiedenen Wirtschaftszweige berichtet hatte, deren Umfang und Bedeutung der Wirtschaft Niedersachsens ihr besonderes Gepräge geben, begrüßte

Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht

die durch die Errichtung und Tätigkeit der Wirtschaftskammer für die gewerbliche Wirtschaft gegebene Möglichkeit der Fühlungnahme mit den Gemeinden, der Landwirtschaft und dem Verkehr.

Eine solche Fühlungnahme, betonte er, sei notwendig, um den zuständigen Stellen dauernd ein **Gesamtbild** der wirtschaftlichen Lage zu geben. Deshalb sei es nicht Aufgabe der Wirtschaftskammern, Kundgebungen zu veranstalten, sie müßten vielmehr wirklich sachliche Arbeit leisten, die dem Nutzen der Gesamtwirtschaft dienlich sei.

Dr. Schacht wies auf die Notwendigkeit hin, die neugeschaffene Organisation der gewerblichen Wirtschaft auf alle Möglichkeiten weiterer Vereinfachungen zu überprüfen und die einzelnen Betriebe von zu hohen Organisationsbeiträgen so weitgehend wie möglich zu entlasten.

Eine enge und verständnisvolle sachliche Zusammenarbeit der gewerblichen Wirtschaft mit der DAF. sei der Sinn der von ihm gewünschten und von dem Führer gebilligten Leipziger Vereinbarungen, wobei es freilich notwendig sei, daß dann auch die Leistung und

der Persönlichkeitswert des schöpferischen Unternehmers

die ihm gebührende Achtung findet. Auf dem durch diese Vereinbarung vorgezeichneten Wege zur Beseitigung des Krisenkampfes müßten die Wirtschaftskammern und mit ihnen jeder Betriebsführer wirkungsvoll mitarbeiten.

Besonders in den Vordergrund rückte Dr. Schacht sodann die Forderung auf

Steigerung der deutschen Ausfuhr;

er wisse, daß die am Außenhandel beteiligten Wirtschaftskreise entschlossen seien, hierfür ihre ganze Kraft einzusetzen. Damit diene die Wirtschaft den ihr vom Führer gestellten Aufgaben, dessen Tat die größte seelische nationale Erhebung sei, die Deutschland je erlebt habe.

Großzügiges Angebot

Hanfstaengl und die Harvard-Universität

Der Präsident der Harvard-Universität, Conant, hat an die ehemaligen Angehörigen dieser amerikanischen Hochschule ein Rundschreiben gerichtet, in dem er unter Hinweis auf die bevorstehende Feier des 300jährigen Bestehens zur Aufbringung von Geldspenden auffuft. Die Universität beabsichtige, so heißt es in diesem Rundschreiben, zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Ziele eine Reihe von neuen Lehrstühlen zu errichten und außerdem eine größere Anzahl von Stipendien für begabte Studenten aus allen Teilen des Landes auszusetzen. Die Mittel für die Verwirklichung dieser Pläne sollen durch eine Jubiläumsspende der ehemaligen Schüler von Harvard aufgebracht werden.

Auch der Auslandspressechef der NSDAP., Dr. Ernst Hanfstaengl, erhielt als ehemaliger Angehöriger der Harvard-Universität diesen Brief ihres Präsidenten. Dr. Hanfstaengl hat daraufhin an Präsident Conant ein Antwortschreiben gerichtet, in dem er darauf hinweist, daß er auf seinen Brief vom 24. Oktober 1934 in der Angelegenheit der Ablehnung des von ihm angebotenen Stipendiums keine Antwort erhalten habe. Bekanntlich hatte sich Dr. Hanfstaengl seinerzeit bereit erklärt, auf die Dauer eines Jahres einem Studenten der Universität Harvard den Besuch der Münchener Universität zu ermöglichen. Dieses großzügige, dem Gedanken der Völker-Verständigung dienende Angebot war von Präsident Conant schroff abgelehnt worden, wobei er sich zur Begründung darauf berief, daß der Nationalsozialismus angeblich die deutschen Universitäten durch Maßnahmen geschädigt habe, die den allgemeinen Grundsätzen der „Universitas" widersprächen.

In dem Schreiben, mit dem der Auslandspressechef der NSDAP. die Bitte um Unterstützung beantwortet, erinnert er Präsident Conant an diese ungerechtfertigte Kritik. Dr. Hanfstaengl stellt dann weiter die Frage, ob er die Uebermittlung der schriftlichen Bitte um eine Spende so verstehen könne, daß die Harvard-Universität nunmehr ihren Standpunkt geändert habe und bereit sei, von ihm eine geldliche Unterstützung entgegenzunehmen. In diesem Falle würde er sich bereit erklären, den Betrag seines ursprünglichen Angebotes an die Harvard-Universität zu verzehnfachen und ein Stipendium für den Besuch der Universität München für die Dauer von zehn aufeinanderfolgenden Jahren mit der Möglichkeit einer weiteren Verlängerung zu errichten.

Band und Mütze

Gegen das Farbenstudententum

In einer Kundgebung des NS.-Studentenbundes, an der die Hochschulgruppen Hannover, Göttingen, Braunschweig, Klausthal und Hann.-Münden teilnahmen, wandte sich, wie die „Köln. Ztg." aus Hannover berichtet, Staatsrat Görlitzer (Berlin) gegen jene Studentenkreise, die heute glaubten, nachdem sich die Wogen des Korporationskampfes ein wenig gelegt hätten, sie könnten wieder in ihrer Couleur auftreten.

Die Romantik sei zu ihrer Zeit sehr schön gewesen, aber diese Zeit sei vorbei, weil sie die Welt ringsum nicht mehr wolle. Wer ihr heute huldige, verschlafe darüber die Gegenwart. Es sei möglich, daß diesem Traumzustand ein plötzliches und erschreckendes Erwachen folge, denn das Europa von heute habe ein ähnliches Gesicht wie das des Jahres 1914. Es sei deshalb auch nicht zu verstehen, wie Studenten, die ohnehin schon etwas geschenkt erhielten, nämlich das Recht zum Studium, sich darin erschöpften, die Frage zu klären, ob es noch Farbenstudenten geben solle. Der Führer habe drei Jahre auf die freiwillige Mitarbeit des deutschen Studenten gewartet, er sei schmählich enttäuscht worden.

Wer sich abseits stelle, dürfe sich später einmal nicht über Schwerhörigkeit des Staates wundern, wenn er nach Arbeit und Brot frage. Wenn sich heute wieder Studenten mit Band und Mütze auf der Straße zeigten, dann sei das keineswegs mutig. Denn im heutigen Deutschland würde ihnen deshalb kein Haar gekrümmt. Es sei aber ein Zeichen höchster Begriffsstutzigkeit. Im übrigen werde, wenn die Hitler-Jugend einmal in kommender Zeit auf die Hochschulen käme, eine derartige Sitte ohne jegliches Verbot sterben in dem Gelächter der Jüngeren.

Es sei eine geschichtliche Fälschung, wenn die Schlacht bei Langemarck in vielen Kreisen als ein Vermächtnis der Korporationsstudenten bezeichnet werde. Jene Regimenter, die mit dem Deutschland-Lied auf den Lippen in den Tod gestürmt seien, hätten sich keineswegs nur aus Studenten, geschweige denn aus Farbenstudenten zusammengesetzt, sondern sie hätten in ihren Reihen viele einfache deutsche Arbeiter gehabt. Langemarck habe es von 1914 bis 1918 vieltausendmal an allen Fronten gegeben.

Das Farbentragen sei abzulehnen, weil man nicht wolle, daß der Student hierüber den Weg zum andern Volksgenossen verliere. Im übrigen gäbe es auch heute Farben, unter denen man sich in Ehren sehen lassen könne. Das Braun der SA., das Schwarz der SS. und das Grau des Arbeitsdienstes. 400 Volksgenossen seien im Kampf für diese Farben gefallen, das bedeute wahrlich mehr als das Bluten unter der Mensur. Eins würde man allerdings von dem studentischen Brauchtum früherer Zeiten beibehalten: Die Ehre mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Nur würde dieser Brauch nicht auf den Studenten beschränkt bleiben, sondern das gesamte Volk erfassen müssen. Die Satisfaktionsfähigkeit, die bereits zum festen Bestandteil der Witzblätter geworden wäre, sei vor dem Kriege eine der Grundlagen des Klassenkampfes gewesen. Die Universitäten sollten nicht mehr wissenschaftliche Institute bleiben, sondern sie müßten darüber hinaus nationalsozialistische Führerschulen werden. Das sei die Aufgabe, die dem deutschen Studenten und Dozenten gestellt sei und der Verwirklichung harre.

Rumänien am Scheideweae

Mit dem oder gegen den Bolschewismus im Südosten Europas?

Die jüngsten politischen Gespräche in Paris wurden nach allen bisherigen Verlautbarungen nicht unwesentlich von zwei Männern beeinflußt:

Litwinow und Titulescu.

Beide erachten den Abschluß eines Beistandspaktes zwischen der Sowjetunion und Rumänien als notwendig, und Frankreich würde offenbar ein solches Abkommen nicht ungern sehen, weil dann das erwünschte Verbindungsstück zwischen Moskau und Prag vorhanden und die Pariser Regungen nicht unbeachtlich befriedigt wären. Auch König Carol hat anscheinend in Paris eine für einen konstitutionellen Monarchen nicht alltägliche außenpolitische Betriebsamkeit entfaltet. Inwieweit der rumänische Generalstab gegen die Paktwünsche Titulescus und seiner französischen Freunde Einspruch erhoben haben dürfte, ist im Augenblick nicht zu erkennen. Jedenfalls haben sich englische Meldungen über

die vollzogene Unterzeichnung eines rumänisch-sowjetrussischen Beistandspaktes bis jetzt nicht bestätigt.

Man wird aber annehmen dürfen, daß Titulescu seine Bemühungen, zu den gewünschten vertraglichen Vereinbarungen mit der Sowjetunion zu gelangen, nicht einstellen wird. Seine außenpolitische Konzeption ist zweifellos weniger den besonderen Gegebenheiten Südosteuropas und Rumäniens, als vielmehr den 1918 geschaffenen französischen „Sicherheits"bedürfnissen angepaßt und zielt auf einen weitgehenden Gleichklang der offiziellen Politik Bukarests mit der Frankreichs ab.

Titulescu erscheint somit neben Hodza, der die Außenpolitik seines Vorgängers Beneš fortsetzt, als ein nicht unwichtiger Sekundant des Quai d'Orsay.

Verkennt er die Gefahren, die durch den Abschluß eines Beistandspaktes zwischen Rumänien und der Sowjetunion für sein Land heraufbeschworen würden? Man wird feststellen dürfen, daß sein Programm den geographischen Voraussetzungen, der Tradition rumänischer Politik und den Ansichten weiter und einsichtiger Kreise seines Landes widerspricht.

Immerhin ist es Titulescu, der parteipolitisch nur sehr locker gebunden ist, gelungen, auch mit der „Opposition" Fühlung aufzunehmen. In der Annahme, daß ein auch von ihm nicht als aussichtslos bezeichneter innerpolitischer Kurswechsel einen ebensolchen außenpolitischer Art nach sich ziehen könnte,

scheint Titulescu bereits das Terrain zu sondieren.

Als Einbruchsstelle scheint ihm, soweit es sich um den nationalistischen, aus „Christlich-Nationaler Partei" und „Rumänischer Front" gebildeten Flügel der Opposition handelt, die Persönlichkeit Vaida-Voevods, des Führers der „Rumänischen Front", am meisten geeignet zu sein. Vaida kommt von der Nationalen Bauernpartei (Nationalsaranisten) her. Er war bereits Chef der rumänischen Regierung. Die Prinzipien der nationalsaranistischen Partei, die überdies in letzter Zeit einen ausgesprochenen Linkskurs einzuschlagen begann, scheinen ihm keines kämpferischen Einsatzes mehr wert zu sein. Andererseits kann

seine neue politische Organisation, die „Rumänische Front",

nicht als Ausdruck eines modernen rumänischen Nationalismus gewertet werden. Dazu hatten ihr viel zu viel in der Persönlichkeit ihres Führers begründete Schlacken der Vergangenheit an. Zu diesen gehört auch der Mangel an Bereitschaft zur entscheidenden Aenderung der rumänischen Außenpolitik. Vaida ist einer Persönlichkeit wie Titulescu gegenüber viel aufgeschlossener als seine parlamentarischen Verbündeten von der „Christlich-Nationalen Partei", Cuza und Goga, die eher einen außenpolitischen Kurswechsel ernsthaft in Erwägung ziehen.

Diese Erwägungen sind keineswegs nebensächlich, weil ein Rücktritt der gegenwärtigen Regierung Tatarescu eher die Betrauung eines nationalistischen als eines nationalsaranistischen Politikers mit der Regierung auslösen dürfte.

Sollte Vaida Tatarescu ablösen, so brauchte Titulescu um seine Position nicht besorgt zu sein.

Gefahr droht ihm nur von seiten Gogas und Cuzas, wenn — es Vaida nicht gelingen sollte, etwa um den Preis einer gemeinsamen Regierung von „Rumänischer Front" und „Christlich-Nationaler Partei", jene von der Notwendigkeit der durch Titulescu verkörperten Außenpolitik zu überzeugen. Titulescu wird nichts unversucht lassen, um für seine außenpolitischen Pläne auch Anhänger unter den maßgeblichen Männern der „Christlich-Nationalen Partei" zu gewinnen.

Es wird von entscheidender Bedeutung für das politische Kräftespiel in Europa sein, welche außenpolitischen Folgen ein in den Bereich des Möglichen gerückter Regierungswechsel in Rumänien zeitigen würde.

Die Entscheidung liegt bei der Krone. Und nur so dürfte sich die intensive Anteilnahme König Carols an den Pariser Besprechungen erklären lassen. Ob mit Tatarescu, oder mit Vaida oder anderen, die Schicksalsfrage lautet: Ist Rumänien bereit, für den Bolschewismus die Schleusen zu öffnen, oder will es einen Teil jenes Dammes bilden, der Europa vor größeren Anschlägen der Komintern bewahrt?

Kaganowitsch inspiziert

Die Sorge der Sowjets um den Fernen Osten

Moskau. Ueberraschend hat die Oeffentlichkeit von einer politisch-militärischen Reise erfahren, die größte Bedeutung besitzt. Der Verkehrskommissar Kaganowitsch, Stalins Schwiegervater und seine rechte Hand, ist, nachdem er eine Inspektion des Eisenbahnabschnittes bei Tomsk vorgenommen hatte, plötzlich im Fernen Osten aufgetaucht, wo er eine Reihe wichtiger militärischer und politischer Unterredungen mit den maßgebenden Leuten gehabt hat. Von besonderer Bedeutung ist, daß er

nicht nur Chabarowsk, sondern auch Wladiwostok besucht hat

und daß er sich nicht auf die Erteilung politischer Ratschläge beschränkte, sondern die Arbeit der wichtigsten Industriezweige selbst kontrollierte und in Versammlungen den dortigen Arbeitern einzuschärfen suchte, worin ihre Pflichten bestehen würden, wenn es einmal Ernst werden sollte.

Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die Lage im Fernen Osten heute

die größte Sorge der Sowjetregierung

bildet. Unaufhaltsam dringt Japan weiter auf dem asiatischen Festlande vor und verdrängt nicht nur die Moskauer Agenten, die sich in ihrer Tätigkeit in China immer mehr behindert fühlen. Auch militärisch scheint die Inselmacht selbst vor einer Einbeziehung der Aeußeren Mongolei, die bekanntlich unter Sowjetherrschaft steht, in seine Machtsphäre nicht zurückzuschrecken.

Die Meldungen von der mongolisch-mandschurischen Grenze klingen für die Regierung im Kreml immer ernster,

und wenn auch die Verhältnisse im Fernen Osten derart sind, daß selbst ein Dutzend Tote bei einem der zahlreichen Grenzgefechte noch nicht den Ausbruch eines neuen Weltkrieges bedeuten, so hat Moskau doch nicht mehr damit zu rechnen, daß Japan vor jenen Gebieten halt machen wird, die von den Sowjets in Anspruch genommen werden. In der Presse wird seit Jahr und Tag geradezu ein Kesseltreiben gegen Japan veranstaltet. Man schürt den Brand, und man trifft seine Vorbereitungen.

Die im Fernen Osten stehende Armee unter dem Befehl von Blücher

zählt zu den Elitetruppen des Roten Heeres, die bestens mit Flugzeugen, Tanks und anderen Kampfmitteln ausgerüstet sind. An den Ufern des Ussuri-Flusses und am Baikalsee sind regelrechte Festungsgürtel ausgebaut worden. Die sibirische Eisenbahn ist unter militärische Kontrolle gestellt. Dem Vernehmen nach hat sich die Sowjetregierung neuerdings einen

Ausbau der Flotte im Fernen Osten

besonders angelegen sein lassen. Natürlich sind nie Zahlen veröffentlicht worden, jedoch soll Blücher über etwa 800 Tanks mittleren und schweren Kalibers verfügen, darüber hinaus über etwa 1000 Flugzeuge, darunter schwerste Bomber mit einem Aktionsradius, der es ermöglicht, Hunderte von Kilogramm Bomben auf Tokio und andere Hauptstädte abzuwerfen. Bei der leichten Bauweise der japanischen Häuser bedeutet das eine Gefahr, die von Japan nicht gering eingeschätzt werden kann.

Einen schwachen Abschnitt gibt es freilich in den Vorbereitungen der Sowjets, das ist die Eisenbahn.

Der Ausbau der ganzen Strecke in eine zweigleisige Bahn ist zwar nahezu vollendet, wichtige Ergänzungsstrecken werden auch heute — bei etwa 30 bis 40 Grad Kälte — durch die zahlreichen politischen Gefangenen, die hier tätig sind, weiter gebaut, jedoch scheint der Geist der Arbeiter und die Qualität der von ihnen geleisteten Arbeit nicht derart zu sein, daß Moskau „dem Tag" ohne Sorge entgegensehen könnte.

Es ist heute noch unbekannt, ob es Litwinow, der in London eifrig bemüht war,

die japanische Gefahr in möglichst grellen Farben zu schildern,

gelungen ist, die englische Unterstützung zu erlangen. Nach der Ablehnung Amerikas, sich mit Moskau enger zu verbinden, ist die Sowjetunion jedenfalls vorläufig nur auf sich angewiesen, und wie es damit bestellt ist, wird Kaganowitsch seinem Herrn und Meister Stalin mitteilen können, wenn er nach der Besichtigung der fernöstlichen Truppen, der Anlagen von Wladiwostok und der sonstigen Kriegsrüstungen der Sowjets im Fernen Osten nach Moskau zurückgekehrt sein wird.

Betrüger mit todsicheren Tips

Nach Riesenunterschlagungen gerissenen Rennenschiebern ins Garn gegangen

Frankfurt a. M. Vor der Großen Strafkammer begann ein großer Rennwettschwindelprozeß gegen 19 Angeklagte. Der Prozeß dürfte drei bis vier Wochen dauern. Die den Angeklagten zur Last gelegten strafbaren Handlungen wurden durch Strafprozesse aufgedeckt, in denen mehrere Angeklagte wegen umfangreicher Unterschlagungen abgeurteilt worden waren. Zwei dieser Unterschlagungsfälle spielten in Frankfurt, wo

der eine Angeklagte seiner Firma 335 000 RM., der andere 19 000 RM. unterschlagen

hatte. Ein weiterer Prozeß hat soeben in Hannover begonnen; dort hat der Angeklagte 120 000 RM. unterschlagen während in einem Wiesbadener Fall 200 000 RM. veruntreut worden sind. Einige der an den Unterschlagungen beteiligten Personen bemühten sich durch Wetten bei Pferderennen einen großen Gewinn zu machen, um die Verfehlungen wieder gutzumachen. Ging die Sache schief, so gingen sie zu neuen Unterschlagungen über. In dem einen Frankfurter Fall stellte sich heraus,

daß der Ungetreue bis zu 7000 RM. an einem Tage verspielt hat.

Der andere, der die 19 000 RM. unterschlagen und zum größten Teil verwettet hatte, berichtete, als er seelisch so weit zusammengebrochen war, daß er sich der Polizei stellte, er habe sich in den Händen einer vielköpfigen Hochstaplergesellschaft befunden, die zu Rennwetten aufforderte und vorgab, ein todsicheres Gewinnsystem herausgefunden zu haben. Den eifrigen Bemühungen der Kriminalpolizei gelang es, die Bande, deren Fäden nach Hamburg, Berlin, Baden-Baden, München und Köln liefen, zur Strecke zu bringen.

Der Trick der jetzt angeklagten Gauner

bestand im wesentlichen darin, das Opfer zu Wetten zu veranlassen. Man versicherte, todsichere oder fabelhafte Tips zu haben. Diese Tips ließ man sich mit Beträgen bis zu mehreren hundert Reichsmark bezahlen, oder man wußte auf andere Art einen Vorteil herauszuschlagen, sei es durch Provisionen, Beteiligungen usw. Es wurden gute Beziehungen zu Jockeys und Rennställen sowie zum Ausland vorgetäuscht. Telephongespräche wurden markiert und gefälschte Telegramme aus Paris usw. den Opfern gezeigt, als sei eben ein neuer guter Tip eingetroffen.

Ein interessantes Kapitel wird in dem Prozeß die Erörterung der Tatsache bilden,

inwieweit sich die Betrüger ihre Opfer gegenseitig zuschoben.

Das soll ganz organisationsmäßig geschehen sein. Unter den Angeklagten befindet sich der frühere Vorsitzende des Berliner Unterweltvereins „Oleander". Die Mitglieder der Organisation sollen satzungsmäßig verpflichtet gewesen sein, die Namen ihrer Opfer weiterzugeben. Daraus erklärt sich wohl auch, daß Zeugen plötzlich von ganz fremden Personen telephonisch oder durch Besuch angegangen wurden, sie könnten gute Tips erhalten.

Am stärksten belastet ist

der Lieferant der gefälschten Depeschen.

Er bediente sich bei der Anfertigung amtlicher Stempel. Die Telegramme bekam er von seinen Auftraggebern vergütet. Das Hauptgeschäft bei der Sache machten die falschen Berater. Es sind Fälle bekannt, in denen einer bis zu 10 000 RM. von seinem Opfer erlangte.

„Maria Lindenhof" nicht verkauft

Münster. Wie uns mitgeteilt wird, trifft die Meldung über den Verkauf der Anstalt „Maria Lindenhof" in Dorsten an den Orden der Alexianer in Neuß nicht zu. Verkaufsverhandlungen zwischen beiden Orden haben zwar geschwebt, doch sind diese ergebnislos abgebrochen worden.



Illustrierte Sonntagspost

Die Heimarbeiterin

Von Gustav Leutelt

Gustav Leutelt ist mit dem sudetendeutschen Eichendorff-Preis ausgezeichnet worden. Seine Erzählung „Die Heimarbeiterin" entstammt den „Bildern aus dem Leben der Glasarbeiter", enthalten im 3. Band der bei Adam Kraft in Karlsbad erschienenen „Gesammelten Werke" des Dichters

Das blasse Gesicht des Mädchens steht nicht mehr in der ersten Jugendfülle, und aus seinen Zügen steht ein ängstliches Gemüt nach der Umwelt. Aber das Flackern der tränenfeuchten Augen spricht noch von einem anderen, das mühsam zurückgedämmte Aufregung bekundet. Der Blick irrt ganz abwesend vom Weiß und Gold des Paneels zum gleißenden Nickelbeschlag der Windfangtür hin, ohne das Aussehen des vornehmen Raumes zu empfinden. Erst als sie nach dem Türzieher fehlgreift und dessen kaltes Metall ihren Handrücken kühlt, schreckt die Eilige auf.

Hinter der zufallenden Tür bleibt sie einen Augenblick stehen, und da wollen der Atemlosen auch schon die Tränen kommen; aber als oben eine Tür geht, drängt sie die Verräterischen erschrocken zurück. Wie im Traum huscht sie empor, ein Stockwerk und noch eins. Es kommt ihr auch nicht zum Bewußtsein, wie von einer Stiegenwendung zur anderen die Räume nüchterner werden, und erst als sie vom Teppichläufer der Steinstufen auf die Holztreppe des Dachgeschosses tritt, legt deren wohlbekanntes Knarren der Huschenden nahe, daß sie doch schon daheim ist. Noch kreischen die ausgetretenen Dielenbretter des Ganges, so leichtfüßig auch das Mädchen über sie hinwegeilt, aber dann handhabt es den Schlüssel so völlig geräuschlos, und die schmale Tür geht so ruhig in ihren Angeln, daß selbst das leise Zwitschern des Zeisigs vom jenseitigen Gang herüber zu hören ist.

Das Zimmerchen ist recht eng, eigentlich wiederum nur ein schmaler Gang; doch es ist mädchenhaft wohnlich eingerichtet, mit einem blitzblank gescheuerten Ofen im Eck und weißen Mullgardinen vor dem Fenster, das auf den Hof hinausgeht.

Wieder bleibt die Eintretende augenblicklang hinter der Tür stehen und blickt verstört um sich, bevor sie ihr Paket auf den Tisch legt und den Hut vom Kopfe nestelt. Dann aber, mit einem plötzlichen Entschlusse, streicht sie ihre schlichten Haare glatt und stellt sich vor den Spiegel. Lange blickt die Prüfende in das Glas und wiederholt füllen sich dabei ihre Augen mit Tränen, so daß sie die Quellenden mit dem Tüchlein wegtupfen muß.

Es ist ein blasses Gesichtchen, dessen braune Augen um so schwermütiger aus dem Rahmen herschen, je länger die Erregte ihr Gegenbild betrachtet. Als es nun auch um die Mundwinkel zu zucken anhebt, wendet sie sich entschlossen ab und murmelt:

„Ja, schöner ist die Ilse schon, doch ..."

Im gleichen Augenblick ist sie aber auch im Geiste wieder hinter jenem Parkgebüsch, zwischen dessen Zweigen die Entsetzte vorhin nach der Bank am Teich und Georg und Ilse gespäht. So deutlich konnte sie das alles sehen, und hatte mit der freien Rechten immer nach dem Herzen greifen müssen, um nicht laut herauszuschreien.

Ihre Aufmerksamkeit galt dabei so ganz denen drüben, daß sie die kommenden Schritte überhörte. Erst als es nebenan kicherte, fuhr sie herum und blickte in ein grinsendes Männergesicht.

„Trösten Sie sich, Kleine", klang es dann an ihr Ohr. „Es gibt ja noch mehr Männer in ..."

Da war sie entsetzt fortgestürmt, voll Ekel, daß jener Gemeine auch an ihr Unglück tasten gekonnt. Noch jetzt glaubt das Mädchen, vor Scham darüber versinken zu müssen.

Wie sie dann durch das Volk auf den Gassen und in ihr Zimmerchen gekommen ist, weiß die Aufgeregte nicht mehr. Und nun war alles vorbei und sie würde ihn nie, nie mehr sehen, den Treulosen. Wie hatte die Beschiedene ihn geliebt, anfangs zagend, ob sie sich auch an die Seite des schönen Mannes stellen dürfe, dann beglückt, daß er ihr einige Aufmerksamkeit erwies und endlich voll Glut, als sie nach dem ersten Kuß ihren Kopf an seine Schulter lehnen durfte.

Die Liebende war gewarnt worden, dem schönen Georg zu trauen, aber sie wäre für ihn jederzeit blindlings durchs Feuer gegangen. Er konnte doch nicht lügen, wenn er ihr immer wieder sagte, sie solle seine kleine Frau werden — In—stal—la—teurs—gat—tin. Er hatte das Fremdwort scherzend so auseinandergezogen und ihr nach jeder Silbe einen Kuß auf die Lippen gedrückt. Ihre ganzen kleinen Ersparnisse hatte sie ihm dann anvertraut, weil er sich doch selbständig machen wollte.

Beim Werk sei man ihm auffässig wegen dem und jenem, und er werde durch sein Arbeitsgeschick leicht als eigener Meister vorwärts kommen.

Felsenfest hatte sie seinen Worten geglaubt, gespart und gedarbt und halbe Nächte hindurch gestichelt, um eine kleine Aussteuer zusammen zu bringen. Ja, sie war glücklich gewesen, dies tun zu dürfen, hätte noch härter gearbeitet und mehr gedarbt, um den Mann zu erringen. Und jetzt — und jetzt ...! Die Gequälte mußte sich Luft machen und stieß einen wilden Schrei aus; denn ihre Brust drohte zu zerspringen.

Der Schrei brachte sie zur Besinnung. Müde sank ihr Kopf auf den Tisch herab und die Gebrochene ließ den Tränen freien Lauf. Es war ja nun alles, alles zu Ende.

Aber aus den Blitzen der Erinnerung an ihn, den Falschen, den Treulosen wuchs doch nach und nach die Vorstellung, daß er nicht gewahren dürfe, wie sehr sie um ihn trauere. Und wenn ihr auch die Zukunft fortan öde und freudlos dünkte, so fühlte die einsam gewordene doch das eine, daß sie sich stark machen müsse, um das Kommende zu überstehen. Wenn es aber wieder im gequälten Herzen emporwallte und Koseworte und zärtliche Erinnerungen daherschweben wollten, so gaben die ihrem Gefühl nur noch die Ueberzeugung, daß sie ihn nun ganz verachten müsse. Den Himmel flehte sie an mit ihren Tränen, mit dem Pochen ihres Herzens, mit dem Zucken ihrer Pulse und inbrünstig gestammelten Worten. Und wie die Gebete stiegen und die Stunden rannn, konnte auch der wilde Schmerz sein Recht nicht voll behaupten.

Nun merkte die Leidvolle erst, daß ihr Kopf auf dem Päckchen ruhte, das am Tisch lag. Das Papier war von ihren Tränen durchnäßt worden und sie schlug es hastig zurück. Von der Arbeitgeberin kommend, war die Heimeilende Zeugin jener Untreue geworden und erinnerte sich jetzt des strengen Auftrages, die gefitteten Steine bestimmt bis morgen abzuliefern.

Ach ja — arbeiten. Vergessen!

Mechanisch stellt sie die Gerätschaften zurecht und beginnt die gewohnte Hantierung.

„Was ist? — Gürtelschnallen."

Die glänzenden Steinchen liegen da wie hingestreute Brillanten. Noch zittern anfangs ihre Hände, wenn sie den Kitt in die kleinen Metallkessel bringen soll, aber bald sitzt Stein um Stein ordnungsgemäß an seinem Platz und ein fertiges Schmuckstück um das andere reiht sich auf der Tischplatte. Ein prahlendes Glitzern ist dann über ihr, und überstrahlt ganz jenes verstohlene in den Augen des Mädchens.

Fast weh tut der Emsigen das Leuchten des toten Glassteines, doch sie beißt die Zähne aufeinander und arbeitet — arbeitet.

Es war eine große Stille in der Stube; aber sie hörte aus ihr doch wieder und wieder das Lachen und die betörenden Worte des Ungetreuen. War es ihr eigenes Schluchzen, was dazwischen klang? Jemand rief sie, von weither. — Ihre verstorbene Mutter? — Und warum fürchtete sie sich denn, von der Arbeit aufzusehen? Die Augen vor ihr, die Augen!

Aber dann fuhr sie empor. Den Pfiff vom Hofe her, den kannte sie. So rief Georg, wenn sie hinabkommen sollte. Wild eilt sie zur Tür und dreht den Schlüssel im Schloß.

Wieder an die Arbeit. Die Hände fliegen vor Erregung und die Steinchen wollen sich nicht auftupfen lassen. Und die Pfiffe im Hof unten wiederholen sich ungeduldig. Da — sie hätte aufschreien mögen — sein wohlbekannter Schritt auf der Treppe.

Klopfen. — Stille.

„Mach doch auf", tönt es gedämpft draußen.

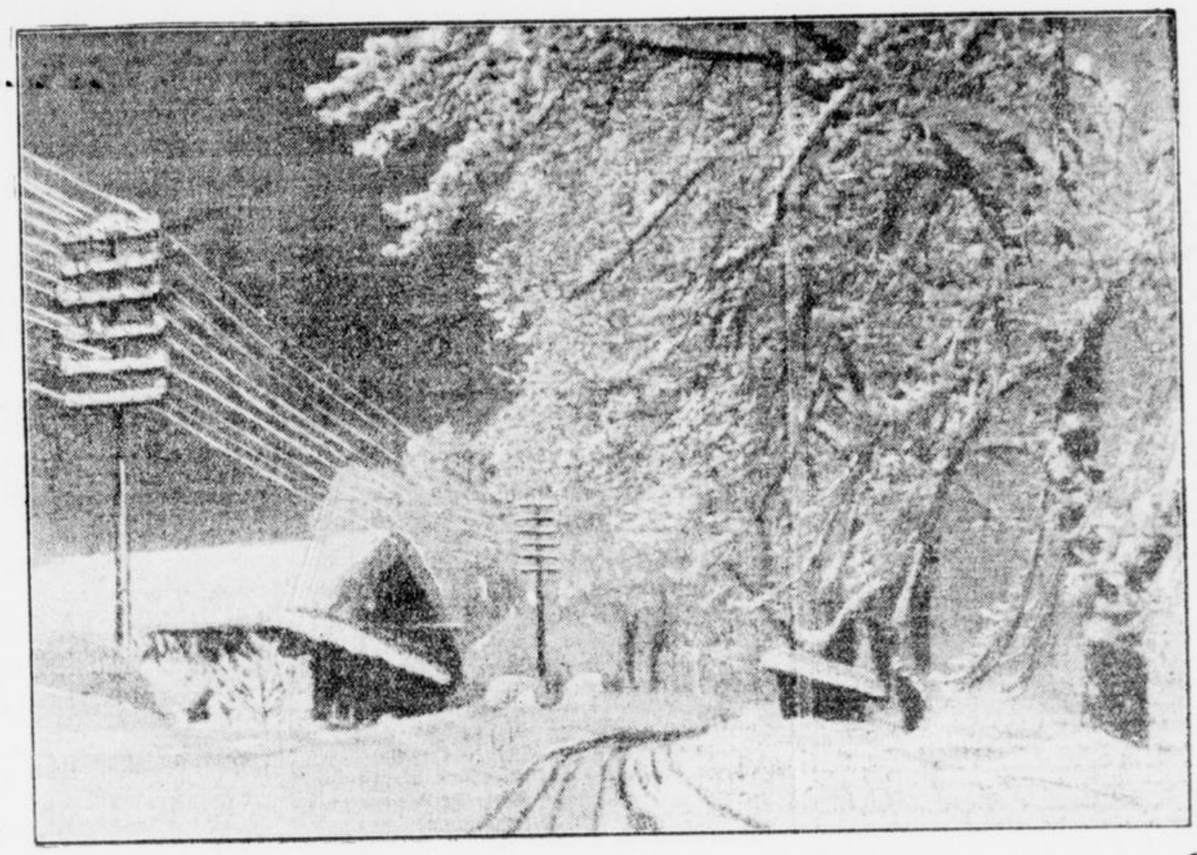
Das Mädchen am Tisch hält mit der Linken seine rechte Hand fest, damit deren zitterndes Pochen nicht zum Verräter werde.

„Was sollen die Dummheiten?" klingt es gereizter. „Ich weiß, daß du zu Hause bist."

Sie legt die Hände über die Ohren, um nichts zu hören. Ein starkes Rütteln an der Tür noch, ein entsetztes Umblicken am Tisch, und dann knarren draußen die Dielenbretter unter den hastigen Schritten des Forteilenden.

Müde läßt die Zurückbleibende ihre Hände in den Schoß sinken und sitzt unbeweglich. Aber wie dann die Abendsonne so an das Fenster strahlt und deren Glutreflexe tausend Feuer in den Glassteinen vor ihr entzünden, greift sie wieder nach der Arbeit.

Und sie fügt in den Schmuckstücken ein Glanzpünktchen an das andere, und wenn es glitzernd aus ihren Augen dazwischenfällt, so trocknet sie das Naß fast unwillig als ein tapferes, kleines Mädel — die Heimarbeiterin.



Schneesturm

(Löhrich — M.)



Eine seltene Freude im Winter 1935/36
(Scherl, M.)

Stabhochsprung ...

Losgeschnellt! Schon im Fluß! Mit göttlichem Gleichgewicht
Spannt er sich an dem Stab auf und flattert im Licht,
Erreicht die Leiste und fliegt mit jähem Schwung
Querüber, als wäre er Vogel und Katze im Sprung.

Daß er im Flug verharre, haltet ihn an!
Er werfe den Stab zurück, erstarre im Bann,
Er bleibe so, schwebe so, wolkenumgeben!
In der Luft zerstäubtes, federleichtes Leben!

Die Kräfte halten durch, erschlaffen nicht im Lauf,
Er hebt sich über alle Ränder, hoch, ganz hoch hinauf
Und ruft uns von dort zu, schreit als Echo zurück,
Daß er zum Himmel strebt — der Atem unseres Glücks.

Kazimierz Wierzynski.

ring
Seife
ndstück
10 Pfg.

Am Rande der Olympischen Winterspiele

Wunder auf Schneeschuhen und andere Wintersport-Merkwürdigkeiten

Uralter Skisport

Sein Vorkommen wird bezeugt in der altgermanischen Heldensage, die Skiläufer hatten, wie griechische Gymnasten, ihren besonderen Gott; mindestens ebenso alt ist der Eislaufsport, der heute noch Göttinnen haben soll, die Sonja oder Magie heißen. Man spricht sogar von Opfern ... Bereits berichtet der Norweger Claus Magnus von Skiwettrennen norwegischer Bauern. Volkstümlich, auch auf dem Kontinent, wird das Skilaufen eigentlich erst dank Fridtjof Nansens Durchquerung Grönlands auf Schneeschuhen 1889; sieben Jahre später auch ersteigt ein deutscher Student zum erstenmal auf Schneeschuhen einen Alpengipfel, den Oberalpstock. Der Student hieß Wilhelm Paulke, später war er Professor in Karlsruhe. Weitere zehn Jahre später werden auf dem Feldberg im Schwarzwald zum erstenmal 36 Meter weit gesprungen.

Wie alt die Kunst des Schneeschuhlaufens in Nordostasien oder Nordamerika ist, weiß man nicht genau, wahrscheinlich ebenfalls Jahrtausende alt.

Ausdauer

Die längste Strecke der Olympischen Skibewerbe sind die 50 Klm.; der Welt bisher bester Läufer, Thorleif Haug aus Norwegen, gewann sie 1924 in 3 Stunden 44 Minuten bei furchtbarster Kälte. Die Zeiten allein besagen nicht viel, 1926 gewann der Sudetendeutsche Donth einen 50-Klm.-Lauf in den Beskiden in 3 Stunden, 16.41 Minuten; allerdings riß der Läufer vor einem Schneesturm aus, die Angst beflügelte den eilenden Schritt; vor Schneestürmen auszureißen ist keine Schande. Der Wasalauf in Schweden führt über 90 Klm., einst kamen zwei Läufer Arm in Arm als Sieger durch das Ziel nach 5 Stunden, 33:23 Minuten.

Aber die Lappen lachen über solche Strecken und Geschwindigkeiten. Sie laufen bei 200 Klm. erst so richtig los. Von ihren Wundertaten auf Schneeschuhen berichtete der berühmte Forscher Nordenskiöld und wurde ausgelacht; da ging er hin und veranstaltete einen Nordenskiöldlauf, 460 Klm. könne ein Lappe in 57 Stunden, ununterbrochen laufend, zurücklegen, hatte Nordenskiöld erklärt; gut denn, man wollte es über die halbe Strecke ausproben. Demgemäß wurde eine Rennstrecke von 220 Klm. festgelegt und 30 Lappen vom Start gelassen, zehn kamen an; der Sieger war 37 Jahre alt und hatte 19 Stunden und 22 Minuten gebraucht, abgerechnet eine Zwangspause von einer Stunde; fünfzehn Meter hinter ihm kam ein vierzigjähriger Landsmann, sehr bald auch der dritte; der letzte im Ziel brauchte 26½ Stunde, drei Mann vor ihm war ein 57jähriger eingekommen.

Von da an glaubte man Nordenskiöld. Denn die Lappen waren noch gar nicht müde, der dritte Sieger nahm am Ziel sein Gepäck auf die Schulter und lief nach Hause, und das hieß: noch einige Dutzend Kilometer. Zu Hause angekommen, meldete man ihm einen Bären; flugs machte sich der Läufer auf, schoß den Bären nieder und brachte ihn, 100 Klm. weit, nach Hause. Der Leser glaubt, man wolle ihm diesen großen Bären aufbinden. Aber die Geschichte des Skisports verzeichnet es so, nur das Stündchen Ruhepause zwischen Ankunft und Aufbruch zur Bärenjagd wurde bis hierher unterschlagen.

Uebrigens sind einmal vier russische Soldaten von Poltawa in der Ukraine nach Petersburg gelaufen, 1800 Klm. in 33 Tagen, täglich etwa 55 Klm., als Dauerleistung kaum je wieder erreicht.

Militärische Skiläufer

Ihre Formationen sind sehr alt, bereits um 1200 werden norwegische Soldaten, also bewaffnete Bauern — und Schneeschuhe im Gebirge verwendet. Gustav Adolf bediente sich ebensolcher Läufer als Boten, Karl XII. benutzte bereits kleinere Skilaufabteilungen zu überraschenden Vorstößen gegen den Feind. Aber erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts ging man in Norwegen planmäßig an die Gründung von militärischen Schneeschuhabteilungen, zur Zeit des Siebenjährigen Krieges zählte man bereits einige Kompanien norwegischer Skiläufer zu je 100 Mann. Die Verwendung deutscher Schneeschuhbataillone im Weltkrieg ist bekannt.

Rennen der Hundertjährigen

Nun glaubt der Leser, es werde ihm noch ein dicker Bär aufgebunden. Indessen gibt es in Norwegen tatsächlich Rennen der Alten mit Klasseneinteilung für „Sechzig- bis Hundertjährige". Vor einigen Jahren sprang ein 56jähriger Kämpe 36 Meter von der Schanze, doch das war ihm zu wenig, also legte er noch einmal los und erreichte unter tosendem Jubel die 40-Meter-Marke. Jetzt war der Alte zufrieden. 1930 siegte bei einem dieser Rennen in seiner „Hundertjährigen-Klasse" ein 72jähriger und sprang mit seinen urgroßväterlichen Schneeschuhen immer noch 15 Meter weit. Gehe hin und tue desgleichen!

Aberglaube

Wir sind ja alle aufgeklärt und vor allem wissen wir ganz genau Bescheid mit allen Dingen der Technik, mit Autos, Flugzeugen Radio. Aber in jedem Wagen hängt irgendeine Glückspuppe, jeder Flieger hat seine Maskotte mit und wehe, wenn er sie vergißt, dann nutzt die beste Konstruktion nichts mehr, er traut ihr nicht. Und wie diese, so sind die andern Sportler auch abergläubisch. 1931 fuhr ein schwedischer Skiläufer nach Lake Placid, um sich für 1932 zu akklimatisieren und mit der Rennstrecke vertraut zu machen. In Newyork angekommen erhält er ein Quartier in der 57. Straße, sein Koffer trägt die Nr 57, sein Sparkassenbuch in Schweden hat die Nr. 57, seine Telephonnummer daheim ist 57 und seine Hutgröße beträgt 57; bei seinem letzten Rennen daheim hatte er die Startnummer 57, sein Eisenbahnplatz war 57 gewesen und seine Schiffskarte für die Heimreise trug ebenfalls die Nr. 57. Das ist rechtlich. Aber die Zahlen wollten nicht allzuviel besagen, der Schwede gewann zwar nicht den Lauf über 50 Klm., wohl aber den 18-Klm.-Langlauf. Und das ist ja auch ganz nett.

Johannes Vogel

Der Weise und der Bauer

Von Margot Boger

Ein alter Weiser ritt über Land. Seine Schüler umgaben ihn wie ein Schwarm Hornissen und stachen mit vieler müßiger Rede auf ihn ein, indessen er die überflüssigen Fragen mit freundlicher Geduld beantwortete. Am Abend wurden sie von einem heftigen Unwetter überrascht und kehrten in einem Bauernhofe ein.

„Große Ehre widerfährt dir!" sagten die Schüler zu dem alten Landmann, der ihnen Obdach bot. „Oeffne Küche und Keller und bewirte uns, wie es seltenen Gästen zukommt!"

Darauf zechten und lärmten sie mit Streiten und Prahlen. Als sich das Gewitter verzogen hatte, stiegen sie zu dem nahen Flusse hinab und trieben auf einem Kahne singend umher.

Der Weise und der Bauer saßen inzwischen vor der Tür des Hauses. Von den regennassen Bäumen fielen vereinzelte große Tropfen. Hin und wieder rauschte es schwer im feuchten Laube.

„Wohl weiß ich die Ehre zu würdigen, daß ich dich, du weisester aller Sterblichen, beherbergen darf!" sagte der alte Bauer. „Aber deine Schüler gefallen mir nicht."

„Warum nicht?" fragte der Weise lachend.

Der Bauer erwiderte: „Wie kommt es, daß du mich mit Achtung behandelst, während deine Schüler wie mit einem unwissenden alten Tölpel mit mir umgehen? Wenn sie nicht meine Gäste wären, so würde ich sie hinausweisen!"

„Recht hast du", entgegenete der Weise. „Jedoch, verhielte es sich anders, so würden jene nicht als Schüler mit mir durch die Gegend ziehen!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Bauer verlegen.

„An ihrem Betragen erkennst du ihre Unwissenheit aller Dinge."

„Ich bin unwissender als sie!" meinte der alte Bauer. „Und dennoch begegnest du mir mit Hochachtung."

„Bist du jemals einem Weisheitslehrer als Schüler nachgelaufen?" fragte der Weise.

„Gewiß nicht!" sagte der Bauer beinahe entrüstet.

„Und wenn es deine Söhne und Enkel täten?"

„Wenn sie es so wie diese da draußen trieben, so würde es mir nicht behagen!"

„Warum nicht?"

„Weil ich meine, daß sie mit Gott und der Pflicht, die er ihnen auf dieser Erde zuerteilte, in jeder Weise ihr Auskommen haben müßten!"

„Recht so!" sagte der Weise. „Damit bekennst du, daß du mit Gott und der Welt dein Auskommen gehabt hast! Und das ist der letzte Schluß aller Erdenweisheit! Jene, die du tadelst, haben dieses Auskommen nicht! Du aber hast es! Und deshalb behandelte ich dich mit Achtung als meinesgleichen. Denn wir sind Brüder vor Gott!"

„Du ehrst mich sehr!" entgegnete der Bauer. „Aber ich bin trotz alledem ein unwissender alter Mann."

„Du trägst alles Wissen, worauf es ankommt, unbewußt in dir! Du brauchst es nicht zu nennen! Man muß es nur denen bewußt machen, die es nicht in sich tragen!"

„Und warum tragen sie es nicht in sich?" forscht der alte Bauer eigensinnig.

„Du fragst viel!" erwiderte der Weise lachend. „Aber recht hast du! Das Gesetz ging ihnen verloren, in dem du lebst."

„Was ist das für ein Gesetz?" fragte der Bauer zaghaft.

„Du lebst im Einklang mit Tag und Nacht, mit Schlaf und Wachen, mit Werden und Vergehen! Du bist in das Gesetz eingefügt. Sie aber machen die Nacht zum Tage und wissen nichts von Gottes Daseinsgesetzen! Du wurzelst darin, sie treiben haltlos umher, wie jetzt lärmend auf dem Fluß. Doch tragen sie nicht allein die Schuld daran, denn ihre Vorfahren und deren Schicksale machten sie zu Treibenden. Deshalb muß man sie lehren, die verlorengegangenen Erkenntnisse wiederzugewinnen! Wenn alle Menschen so sicher lebten wie du, so brauchte es Leute meinesgleichen, die man Weisheitslehrer nennt, nicht zu geben."

„Ich danke dir, daß du bei mir eingekehrt bist", sagte der alte Bauer. „Das Lärmen deiner Schüler ist mir nicht mehr ärgerlich. Ich höre es plötzlich mit einem anderen Klang."

Von da an lauschten sie schweigend in die Nacht. Am anderen Tage schieden sie als Freunde.

Der elektrische Dieb

Der deutsche Afrikareisende Apel besuchte vor etwa 60 Jahren das abessinische Kaiserreich. In Harar wohnte er einer Gerichtssitzung bei. Eine Witwe verklagte ihren Schwager, ihr Geld entwendet zu haben. Der Angeklagte leugnete beharrlich und schob die Schuld auf den einzigen Sohn der Witwe. Alle drei schrien mit großem Stimmenaufwand durcheinander, so daß man überhaupt nichts verstand.

Apel aber gewann die Ueberzeugung, daß der verklagte Schwager wirklich der Dieb sein müßte. Er ging zu dem Richter und bat um die Erlaubnis, selbst einige Fragen stellen zu dürfen. Der Richter war einverstanden. Apel nahm nun den Angeklagten noch einmal ins Verhör. Der Alte, ein mohammedanischer Galla, rief Allah zum Zeugen für seine Unschuld an und bezeichnete den Knaben als den wirklichen Dieb.

Da ließ Apel durch seinen Diener eine Elektrisiermaschine holen, die er auf seine Reise mitgenommen hatte. Er setzte sie auf den Richtertisch und sagte ernst: „Schaut her! Ein mächtiger Geist wohnt in diesem Gehäuse, mächtig in Luft und Erde, in Feuer und Wasser. Bist du unschuldig, Angeklagter, so wird der Geist dich gehen lassen. Doch bist du der Dieb, so wird dein eigener Mund dich verdammen. Und nun tritt du heran, Sohn der Witwe, und befreie dich von dem Verdacht."

Unter allgemeiner Spannung trat der Knabe an den Kasten und aßte auf Apels Geheiß die Griffe der Maschine. Dann setzte der Deutsche sie in Bewegung, unterbrach jedoch den elektrischen Strom, so daß der Knabe nichts verspürte. Hierauf rief Apel den Oheim herbei. Der kam stolz und ruhig heran, da er sich überzeugt hatte, daß die Maschine scheinbar ungefährlich war. Prahlerisch packte der die Handgriffe der Maschine und beteuerte von neuem seine Unschuld.

Da gab Apel ihm die ganze Stärke des elektrischen Stromes zu kosten. Alsbald erhob der Sünder ein fürchterliches Gebrüll, seine Glieder krümmten sich, und Angst und Schmerz verzerrten sein Gesicht. „Gnade! Gnade!" rief er, „befreie mich von dem Zauber, Herr! Es ist ja wahr! Ich habe das Geld gestohlen!"

Apel erlöste den Alten von der Maschine. Der Richter sprach das Urteil, und die Menge betrachtete ehrfürchtig den fremden Mann, der einen so mächtigen Geist mit sich herumtrug.

foe.

Mosaik aus Buenos Aires

In diesem Februar feiert die argentinische Hauptstadt den 400. Jahrestag ihrer Gründung

Buenos Aires, die Hauptstadt Argentiniens, die heute die größte Stadt Südamerikas und die sechstgrößte der Welt mit 2.2 Millionen Einwohnern ist, begeht in diesem Februar zum vierhundertsten Male den Tag ihrer Gründung durch spanische, deutsche und holländische Abenteurerscharen, die unter dem Spanier Mendoza seinerzeit auf der Suche nach Gold und anderem irdischen Reichtum in der Bucht des Rio de la Plata, des „Silberstromes", gelandet waren.

Die Schachbrett-Stadt

Buenos Aires ist in mancher Hinsicht eine eigenartige Stadt. Den ersten Eindruck von dieser Eigenart erhält man schon bei der Landung. Vom Hafen und dem anschließenden Ufer des La Plata aus laufen verschiedene Straßen kerzengerade weg, die nach je hundert Meter von senkrecht zu ihnen laufenden Straßen durchschnitten werden. Da auch die vom Hafen ausgehenden Straßen einen Abstand von je 100 Meter haben, entstehen lauter quadratische Blöcke, die der Stadt — vom Flugzeug aus gesehen, das Aussehen eines riesigen Schachbretts geben.

Jeder Straßenzug ist nach Metern numeriert. Ist ein Haus acht Meter lang, dann hat es in diesen Straßen nicht weniger als acht Nummern; ist es zwölf Meter lang, dann findet man es unter zwölf Nummern. Da diese Nummerierung nach Metern fortlaufend ist, vom Anfang der Straße aus, ergibt sich stets nicht nur die Möglichkeit, festzustellen, wieviel Meter man gelaufen ist — bei Hausnummer 800 also achthundert Meter —, sondern man kann sich damit auch sehr leicht zurechtfinden, vor allem da auch die nächste, parallel laufende Straß die gleichen Nummern aufzuweisen hat.

Die freundliche Stadt

Buenos Aires gehört zu den freundlichsten Städten der Welt, zu den Orten, in denen man seinem Mitmenschen — nicht nur dem fremden Besucher — mit aller Freundlichkeit in jeder Lage begegnet. Setzt man sich in der Stadtbahn mal in eine andere Klasse als in die, für die man die Karte gelöst hat, so wird man vom Schaffner niemals in rauhen Tönen angeredet, sondern immer freundlich darauf verwiesen werdn, daß man sich in ein anderes Abteil begeben müsse.

Mit dem Rauchen in Nichtraucherabteilen ist es nicht viel anders. „Raucherabteilung befindet sich im nächsten Wagen, bitte!" bekommt man als einzige Zurechtweisung, genau so freundlich, wie wenn man ohne Fahrkarte getroffen wird.

Polizei — ohne viel Freunde

Allerdings, ereignet sich irgendwo ein Unfall, auf der Straße oder sonstwo, und erscheint die Polizei, dann sind im Nu — mit Ausnahme der Schwerverletzten oder gar Getöteten — weit und breit keine menschlichen Wesen mehr zu erblicken. In Buenos Aires als Zeuge erscheinen? Unter keinen Umständen, sagt der Buenarenser. Denn die Verhöre und Untersuchungen der argentinischen Polizei sind nicht weniger gefürchtet als etwaige Ueberfälle von Gangsters. Die Polizei hat dort eine Riesengeduld und nimmt sich „in liebevoller Weise" der Zeugen stundenlang an.

Kinderwagen — ein Luxus

Den Besuchern der Stadt am „Silberfluß" wird es auffallen, daß die argentinischen Mütter und Kindermädchen fast ausnahmslos ohne Kinderwagen unterwegs sind. Ihre Babys schleppen sie quer schvergnügt auf den Armen umher — selbst in den Kinos, wo Babys gar nicht zu den seltenen Gästen gehören und ein munteres Babyschrei oft in die schönsten Liebesszenen schmettert —, denn Kinderwagen sind in Buenos Aires riesiger Luxus, im Gegensatz zu den Autos, die man gar nicht selten auch als Eigentum minderbemittelter Argentinier vorfinden kann. Sieht man wirklich einmal einen Kinderwagen, so darf man mit 99 Prozent Sicherheit annehmen, daß in dem Wagen ein junger Ausländer, vor allem Europäer gefahren wird.

Elegante Menschen

Es ist unschwer herauszufinden, daß die Argentinier, vor allem die Bewohner der Hauptstadt, immer elegant angezogen sind, nicht einmal modern, aber hübsch und ordentlich. Sie geben, bei aller Bescheidenheit und geringer Bezahlung, etwas auf ihr Aeußeres. Wenn dazu im Widerspruch zu stehen scheint, daß in den Gaststätten, Cafes usw. oft knöcheltief Schmutz, Papier, Zigarettenstummel, verschüttetet Wein und ausgegossenes Wasser, starrt, dann muß man sich beim Verlassen dieser öffentlichen Stätten gleich wieder eine Korrektur gefallen lassen. Denn draußen an der Türe springt auf einen ein Stiefelputzer los, der mit affenartiger Behendigkeit sich der Schuhe annimmt, die drinnen im Lokal etwas schmutzig geworden sind, schmutziger, als draußen auf der Straße. Blitzblank reibt er die Schuhe, so daß sich kein Mensch mehr darum kümmert, wie es drinnen in der Gästestube ausgesehen haben mag. Nicht einmal die Damen lassen sich dabei einschüchtern.

Regen ist eine unfehlbare Entschuldigung

Der Regen von Buenos Aires ist eine eigene Sache. Das ist kein Regen wie bei uns, sondern da handelt es sich um regelrechte Wolkenbrüche, die alles in endlose Seen verwandeln, Straßen, Plätze und Felder. Draußen in den Vorstädten muß man — und die Buenarenser und Buenarenserinnen haben sich daran schon recht schön gewöhnt — über große Steine hüpfen, um trockenen Fußes aus den Häusern zu können.

In größeren Straßen, die häufig unter der Ueberflutung durch den Regen zu leiden haben, werden nach Regenüberfällen eiserne Brücken über die Straßen gelegt, die nach dem Ablaufen der Wasser wieder eingezogen werden.

Die Ueberflutungen durch den Regen sind bisweilen so stark, daß jeglicher Verkehr auf den Straßen unterbunden ist. Straßenbahnen und Züge stehen still, kein Mensch kann an seinen Arbeitsplatz gelangen. Niemand wird ihm darob einen Vorwurf machen, denn Regen ist in Argentinien ein ernsthafter Entschuldigungsgrund.

G. S.

Die Heimatseite

Wochenbeilage zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

106 Febr. 1936

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung

Der Abt und der Kaiser

Ein uralles Gedicht. Ausgegraben und aufbereitet von Ludwig Beisenherz

Ich will Euch erzählen ein Mährchen zwar schnurrig.
Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war knurrig.
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr,
Nur schade, sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitze und Kälte.
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte,
Oft hatt' er kein Wasser zu Schwarzbrot und Wurst.
Noch öfterer litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen.
Sich redlich beim Tisch und im Bette zu pflegen,
Sein Vollmond so glänzte, sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser dem Pfäfflein oft Hader.
Einst zog er mit riesigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei,
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

Ha! dachte der Kaiser, gar glückliche Stunde
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
Knecht Gottes, wie gehts dir, mich denkt wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekommt dir nicht schlecht.

Auch deucht mich darneben, euch plaget viel Weile.
Ihr dankt noch, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmt euch, ihr märet der pfiffigste Mann,
Ihr höret das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb ich den eurigen zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm ich zur Zeit,
So will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten wann hoch ich in fürstlichem Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
So sollst du mir sagen mein fromer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt kann umjagen,
Auch keine Minute zu wenig und viel,
Ich weiß, der Bescheid drauf ist dir nur ein Spiel.

Zum dritten sollst du mir o Preis der Prälaten
Aufs Härchen mir meine Gedanken errathen,
Du sollst sie bekennen getreu und allein,
Es soll auch kein Tittelchen Wahres dran sein.

Und kannst du mir diese drei Fragen nicht lösen,
So bist du die längste Zeit Abt hier gewesen,
So laß ich dich führen zu Esel durchs Land
Verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.

Drob trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor dem hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei Universitäten
Und fragte bei ein, zwei, drei Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wachsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden, schon kam der Termin,
Ihm wards vor den Augen bald gelb und bald grün.

Drob sucht er einen bleichen Hohlwangegten Werthen
Auf Feldern, in Wäldern, an einsamen Oerten.
So traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendikt, sein Schäfer am Felsenhang an.

Mein lieber Herr Abt, was möcht ihr euch wohl grahmen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Scheinen.
Maria und Joseph, wie hutzelt ihr ein?
Mein Sixchen, es muß euch was angethan sein.

Ach lieber Hans Bendikt, so mag sichs wohl schikken,
Der Kaiser will gern an das Zeug mir was flikken.
Er hat mir drei Nüß auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich der Belzebub selber wohl knackt..

Zum ersten, wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
So soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich berechen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt kann umjagen,
Auch keine Minute zu wenig und viel,
Er meint, der Bescheid darauf wär mir ein Spiel.

Zum dritten soll ich ärmster von allen Prälaten
Aufs Härchen ihm seine Gedanken errathen,
Die soll ich bekennen getreu und allein,
Es soll auch kein Tittelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen,
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.

Nichts weiter: erwidert Hans Bendikt mit Lachen,
Herr, gebt euch zufrieden, das werd ich schon machen.
Nur borgt mir euer Kreuzchen, euer Käppchen u. Kleid,
So werd ich schon geben den rechten Bescheid.

Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen
Mit Mantel u. Käppchen, mit Kreuzchen u. Kragen
Wurde Hans Bendikt zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Da thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangte er zu Thron im Kaiserornate.
Nun sagt mir Herr Abt, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein.

Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert.
So sehr ihr zu Throne auch passet und prasiet,
So geb ich doch nichts mehr als zwanzig und neun,
Denn einen, den müßt ihr wohl minderwerth sein.

Hm! sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören
Und mag den Durchläuchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hatt ich bei meiner hochfürstlichen Ehr
Geglaubt, daß so spottvol feil ich wär.

Zum zweiten mußt du mir berechenen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt kann umjagen,
Auch keine Minute zu wenig und viel.
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?

Herr, wenn ihr mit der Sonne früh sattelt u. reitet
Und sie stets in einerlei Tempo begleitet,
So setze ich Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan.

Ihr seid mir ein vortrefflicher Haber,
Ihr sattelt die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Hekkerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen,
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk ich, das falsch ist, das bring mir heraus,
Und bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus.

Ihr meint, ich wär der Abt von Sankt Gallen.
Ganz recht, das kann von der Wahrheit nicht fallen.
Sein Diener, Herr Kaiser, Ihr fragt euern Sinn,
Wißt, daß ich Hans Bendikt, sein Schäfer nur bin.

Wie, bist du nicht der Abt von Sankt Gallen?
Rief hurtig, als wär er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein,
Wohlan, so sollst du von nun an es sein.

Ich will dich belohnen mit Rang und mit Stabe
Dein Vorfahr beiteige den Esel zum Trabe.
Doch lerne fortan erst quid iuris verstehn,
Denn wenn man will ernten, so muß man auch säen.

Ach lieber Herr Kaiser das laßt nur hübsch sein,
Ich kann ja nicht lesen, nicht rechnen noch schreiben,
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein,
Was Hänschen verläumt, holt Hans nicht mehr ein.

Versteh ich nichts von lateinischen Brokken,
Denn was ihr Gelehrte für Geld auch erwerbt.
Das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.

Ach lieber Hans Bendikt, das ist ja recht schade,
Erbitte dir dennoch eine andere Gnade.
Sehr hat mich ergetzet dein listiger Schwank,
Drum soll auch wieder belohnen mein Dank.

Herr Kaiser, ich habe soeben nichts nötig
Doch weil Sie im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So bitt' ich zu einem ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herrn um Pardon.

Hoch! Bravo, du trägst wie ich merke, Geselle.
Das Herz und Kopt auf der richtigen Stelle.
Drum sei der Pardon dir in Gnaden gewährt
Und obendrein dir ein Preisbrief beschcert.

Wir wollen den Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendikt soll künftig die Schaf' nicht mehr hüten,
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebath
Umsonst bis in seinem sanftseligen Todt.

Technik und Landschaft

Von Architekt Alwin Seifert, München

Seifert ist Landschaftsberater von Dr. Todt, Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen. Dieser hat ihn sein gutes Gewissen genannt. Einem Aufsatz von Seifert in „Deutsche Technik" entnehmen wir folgende Absätze:

Landschaft ist der uns umgebende, uns vertraute Lebensraum von Horizont zu Horizont, ist der allzeit gegenwärtige kleine Teil mütterlicher nährender Natur, von der uns Segen und Fluch gleichermaßen zuwachsen, je nachdem wie wir uns zu ihr stellen. Hundert Geschlechter haben diesen Raum aus Urform heraus uns zum Vaterlande umgeschaffen mit Art und Feuer, mit Hacke und Pflug, mit all den Mitteln der Technik, welche die Zeit jeweils dem Menschen als Werkzeug in die Hand gab. Mit Ehrfurcht wurden diese Werkzeuge gebraucht bis in das Jahrhundert der Technik herauf. Mit der Beherrschung der Naturkräfte glaubten wir die Herrschaft über die Natur selbst gewonnen zu haben, verloren die Ehrfurcht, verloren Maß und Weisheit und sind drauf und dran, in übermütiger Verkennung der uns gesteckten Grenzen mit Hilfe der Technik die Landschaft, mit rechnendem Verstand die Natur und damit den Boden unseres Seins zu zerstören.

Alle Technik ist ein Kind des Feuers, ohne Feuer ist Technik nicht denkbar. Bringer des Feuers ist Prometheus, Luzifer. Alle Technik kommt erst als Licht, als Helfer in schwerem Dasein; aber es ist ihr Gesetz, mit ihren Gaben den Beschenkten zu vernichten, wenn er nicht wachsam ist, ihm zur Hölle zu werden. Man gibt dem Teufel den kleinen Finger und er nimmt immer die ganze Hand. Man mag sie ihm geben, aber man muß wissen, mit wem man es zu tun hat!

Es wäre falsch, nun man das Unheil übersieht, zu sagen, die Technik ist an allem schuld und sie über Bord zu werfen, so wie etwa mancher Hinterwäldler die ersten Lokomotiven, die ersten Kraitwagen als Teufelszeug verwünschte. Wir können uns um unsere Aufgabe nicht drücken mit den technischen Mitteln unserer Zeit der Natur unser Sein und Brot abzuringen, die Landschait zu unserem Lebensraum zu machen, so wie sie unsere Vorväter zu dem ihrigen umschufen. Aber die Grenze müssen wir sehen, bis zu der wir gehen dürfen, jene Grenze, die Heil von Unheil scheidet, wärmendes Licht von verzehrendem Feuer. Dem in den Ueberlieferungen seines Berufes und seiner Landschaft Gebundenen waren Ahnung und Ehrfurcht sichere Führer. Unser wurzelloser Verstand kann Maß nicht halten, wenn er sich nicht mit Verantwortungsbewußtsein paart zu Geist und wenn nicht wieder Ehrfurcht vor allem, was wir nicht können: vor dem Leben und seiner gütigen Nährmutter, der Natur.

Es ist eine Auffassung von gestern, daß man Schädigungen der Landschaft mit Geld abgleichen kann. Geld ist vergänglich, beim Bauern ebenso wie beim Städter. Der Enkel hat nichts mehr von der Entschädigung, die sein Großvater bekommen hat. Ihm bleibt nur die Schmälerung seiner Lebensbasis. Die Landschaft ist die ewige Grundlage unseres Seins, des einzelnen wie seiner Sippe und seines ganzen Volkes. Niemand darf es wagen, durch sein Tun oder Lassen ihr Gesicht zu verändern, der ihr nicht Treuhänder sein kann dadurch, daß er dank seiner Kenntnis und Uebersicht für sein Handeln einstehen kann in voller Verantwortung vor allen kommenden Geschlechtern.

Handwerkliche Kunst an Stelle von Fabrikbutzendware

Der Sinn für das handgeschmiedete Werbeschild ist wieder erwacht. In immer mehr Orten zeigt sich, wie die Scheu vor dem Neuen, richtiger dem Alten, langsam weicht.

Aber die Sache hat einen Haken. Mancher Geschäftsmann möchte gerne. Auch der Schmied oder Schlosser, den er befragt, möchte gerne, aber . . . bisher ist noch keiner mit solchen Gedanken gekommen. Es fehlt die Uebung, die Erfahrung. Da gibt es dann allerlei Kopfzerbrechen. Und um dieses zu mildern, haben Hugo Kükelhaus und Dr Werner Lindner im Einvernehmen mit dem Deutschen Handwerksinstitut und dem Deutschen Bund Heimatschutz eine reich bebilderte und gemeinverständliche Schrift „Ueber das Kunstschmiedehandwerk" von Julius Schramm (Verlag Alfred Metzner, Berlin, 55 Seiten, Preis 3,90 RM.) herausgegeben.

Ferner hat die Thüringische Landesstelle für Handwerksförderung, Heimat eine Schrift „Handwerks- und Wirtshausschilder" mit begleitendem Text von Dr. H. Malberg und Vorwort der Handwerkskammer Weimar (Verlag von Alexander Duncker-Weimar, 48 Seiten, Preis 1.80 RM.) herausgebracht.

Beide Schriften können allen Baupolizeibehörden, Schlossern und Heimatfreunden warm empfohlen werden.

Von der Entstehung bäuerlichen Wortschatzes

Außerordentlich mannigfaltig sind in Deutschland die Bezeichnungen für die Wirtschaftsräume des Bauern, die zur Unterbringung des Viehs und der Erntefrüchte dienen. Diese Vielseitigkeit der Namen ist ein Beweis für die Verbreitung und Bedeutung des Bauerntums in allen Landschaften, um so mehr als von fast allen diesen Ausdrücken auch die altnordischen und althochdeutschen Formen und Wurzeln bekannt sind. Sie erstrecken sich nicht nur durch die Binnenlandschaften unserer größeren Heimat, sondern sind auch im Hochgebirge und an der Küste der Meere zu treffen. Denn auch in den Bergwäldern voller Wild und an den fischreichen Seegestaden ist überall die bäuerliche Wirtschaft Rückgrat der Lebenshaltung gewesen.

Wenn der bayerische Bauer von seinem „Holzstadel" oder „Heustadel" spricht, so erkennen wir das fast rein erhaltene althochdeutsche Wort „stadel" wieder. Unser weit gebräuchlicheres Wort „Stall" weist sich von selbst als wurzelgleich mit dem altnordischen „stallr" aus. Im Mittelhochdeutschen schrieb man „stal". Dies Wort ist ein „Standort", wo man das Vieh „einstellte", also eine „Stelle" zur Unterbringung. Sehr beachtlich für die Verbundenheit des germanischen Nordens und Südens ist die Tatsache, daß ein dänisches Wort aus altnordischem Stamme, nämlich „gamme" — Stall, zumal Schafstall, im deutsch-schweizerischen Bauernworte „gämmeli", das ist eine „kleine Scheune", anzutreffen ist.

Der Begriff „Scheune" mit seinen verwandten Bezeichnungen ist geradezu ein Musterbeispiel für das Bedürfnis des germanischen Menschen, dieser ländlichen Baulichkeit zahlreiche Namen zu geben. Da gehen erstmals — gedanklich übereinstimmend — nebeneinander die „Scheune", althochdeutsch „sciunenda", „scugit" und mittelhochdeutsch „schiune", „schiun" und dabei „Scheuer" althochdeutsch „sciura" mittelhochdeutsch „schiure" und „schiuwer". Dieser Ausdruck muß zumindesten in Sachsen und Thüringen ehedem vorgeherrscht haben, denn Luther spricht meist nicht von einer Scheune, sondern von einer Scheuer.

Dann scheint aber schon zeitig der andere Ausdruck sich stärker durchgesetzt zu haben. Das sehen wir aus der gesamtdeutschen Verbreitung von Redensarten, wie „der frißt wie ein Scheunendrescher", jener „steht da, wie die Kuh vorm neuen Scheunentor" und derlei. „Scheundiele" ist „Tenne", soweit innerhalb der Scheune gedroschen wird. Das geschah und geschieht ja aber auch unter freiem Himmel. Also ist auch der außenliegende Dreschplatz eine Tenne, althochdeutsch „denni". Sehr weitverzweigt sind diejenigen Worte, die sich aus dem althochdeutschen „scopi", später „furichopi" (fur = vor) entwickelten. Ein „Schopf", z. B. „Holzschopf", eine „Schupie", ein „Schupfen", z. B. „Heuschober" sind einige Namen aus der stattlichen Reihe. Hierbei handelt es sich meist um eine Erlatscheune, eine Notscheuer, oder aber um eine kleine Räumlichkeit, meist nur um einen Verschlag, der an ein anderes Gebäude angelehnt ist. Oft ist es nur ein Wetterdach mit einer oder zwei Wetterwänden. Somit ist der Schopf und Schober ein Vorbild für die heute vielgebrauchten transportablen Feldscheunen.

Undeutsch ist der „Speicher", entstanden aus dem lateinischen „spicarium" — spica heißt die Aehre. Das Wort ist aber sehr früh eingedeutscht. Wir haben bereits ein althochdeutsches Lehnwort „spihhari" auf mittelhochdeutsch sagte man „spicher". Es ist darunter meist ein Raum im Bauernhause über den Wohnräumen zu verstehen, also der „Kornboden", den man auch mancherorts noch „Söller" nennt. Anderswo heißt er „Bühne". Bühne ist ebenso wie „Boden" zugleich ein Fußboden und ein Deckenbelag, der dem höheren Stockwerke wiederum als ein begehbarer Fußboden diente. Auch als „Heuboden" ist das Wort verbreitet, so gut wie man auch „Heubühne" sagt.

W. L.

Heimatpflege – die große Parole!

In fruher kaum annähernd geahnter Weise ist unter der tatkräftigen Förderung unserer nationalsozialistischen Regierung in allen Teilen unserer Bevölkerung der Heimatgedanke erwacht und das Bewußtsein gestärkt worden, daß erst die wahre Heimatliebe die echte, unzerstörbare Grundlage ist, auf der überzeugungstreue Vaterlandsliebe gedeihen und erstarken kann. So ist es denn auch leicht zu erklären, daß die unlängst mit so gewaltigem Erfolge abgehaltene erste Westfälische Kulturtagung in Dortmund und die ihr kurz darauf folgende erste große Naturschutztagung Westfalens in Münster in der breiten Oeffentlichkeit unserer Heimatprovinz einen ungewöhnlich starken nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Das ist vor allem zu erkennen, aus den beim Westfälischen Heimatbund noch fortgehenden eingehenden zahlreichen Anmeldungen von Einzel- und Firmenmitgliedern. Man erkennt daraus, daß alles, was zur Pflege und Förderung des Heimatgedankens bisher getan worden ist, allüberall bestes Verständnis und willfährige Aufnahme gefunden hat. Der Heimatgedanke in Westfalen marschiert und wird sich zu einer großen unaufhaltsamen Bewegung auswachsen, die alle Stände und Berufsklassen erfaßt und sie eint in dem einen Gedanken: Heimat!

Um die Mitgliedschaft zum Westfälischen Heimatbunde noch volkstümlicher als bisher zu gestalten, hat sich die Leitung des Heimatbundes entschlossen, nach dem Vorbilde des Westfälischen Kunstvereins seinen Mitgliedern regelmäßig eine Jahresgabe in Gestalt kleinerer, auf westfälischem Boden durch westfälische Künstler geschaffener Kunstgegenstände (Holzschnitte, Keramiken usw.) überweisen zu lassen. Dadurch wird einmal Westfalens Kunst und Kunstgewerbe neu belebt, und den Mitgliedern wird bewußt, daß sie neben der Pflege der Ideale auch reale Werte erhalten. Trotz dieses allgemein begrüßenswerten Entschlusses soll übrigens, wie wir aus bester Quelle erfahren, der bisherige Jahresbeitrag von 3 RM. für das Einzelmitglied auch in diesem Jahre bestehen bleiben. Man darf wohl erwarten, daß in der nächsten Zeit noch recht viele Freunde der Heimat und des Heimatgedankens ihre Einzelmitgliedschaft bei der Geschäftsstelle des Westfälischen Heimatbundes in Münster (Landeshaus) anmelden werden, um auch zu ihrem Teile an der Förderung des großen Heimatgedankens beizutragen.

Der Wald ist kein Gerümpellager
Polizeiverwaltung kann Entrümpelung fordern

Den deutschen Wald zu schützen und vor Verschandelung zu bewahren, ist Pflicht eines jeden. Es ist selbstverständlich, daß auch die Polizei sich ganz in den Dienst dieses Gedankens stellt. Im Kameradschaftsorgan der Deutschen Polizeibeamten wird jetzt eindringlich darauf hingewiesen, daß der Wald in der Nähe der Großstadt kein Gerümpellager werden dürfe. Wenn der Anwohner des Waldes, so heißt es in dem Organ der Polizeibeamten, insbesondere der Bewohner der Randsiedlungen, in Abgang gestelltes Hausgerät bequem loswerden will, dann wirft er es in den Wald. Hier lagern, bis sie Motten und Rost zerfressen, in Haufen leere Konservenbüchsen Marmeladeneimer, Sprungfedermatratzen, Reste von Fahrradgestellen, von Kinderwagen, durchlöcherte Waschschüsseln, dazu abgerissene Tapeten und anderes Gerümpel. Der Mensch wird hier zum Gegner der Kultur, die ihren Ausdruck auch in der Waldschonung finden soll. Die Entrümpelung des Waldes ist zur Beseitigung eingetretener Ordnungsstörung dringend geboten. Das Polizeiverwaltungsgesetz, das zur Beseitigung eingetretener Störungen zwischen Handlungshaftung und Sachhaftung unterscheidet, gibt der Polizeiverwaltung das Recht, den Waldbesitzer zur Räumung des Waldes aufzufordern, soweit es nicht möglich ist, den Störer zu ermitteln und in Anspruch zu nehmen. Revierbeamte und Sonderstreifen der Polizei sollten bemüht sein, die Verschandelung des Waldes aufzuhalten.

Frauenwelt und Heim . . .

Der hinterlistige Hausschwamm

Millionenwerte werden jährlich zerstört — Feuchte und dunkle Ecken — gefährliche Brutstätten — Die Bekämpfung des Schädlings. / Von Marie Luise Wolter

Es gibt keinen größeren Frevler an unseren Wohnnugen und Häusern als den Hausschwamm, der auch heute noch trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse und chemischen Hilfsmittel jährlich Millionenwerte unseres Besitzes zerstört. Wenn auch der Städter von diesem gefräßigen Gesellen wenig merkt — vielleicht nur darum, weil er hauptsächlich in Mietswohnungen lebt —, so ist der Schwamm doch auch aus den Städten noch lange nicht verschwunden, sondern fordert nach wie vor seine Opfer. Es vergeht kein Jahr, in dem nicht Häuser wegen des Schwammes völlig abgerissen werden.

Hieraus geht schon die Vergeblichkeit aller Bemühungen um die Fernhaltung des Schwamms hervor, aber auch, wie nötig es ist, zu wissen, was der Hausschwamm für ein gefährlicher Geselle ist, wie er sich bemerkbar macht und wie man ihn vertreiben kann.

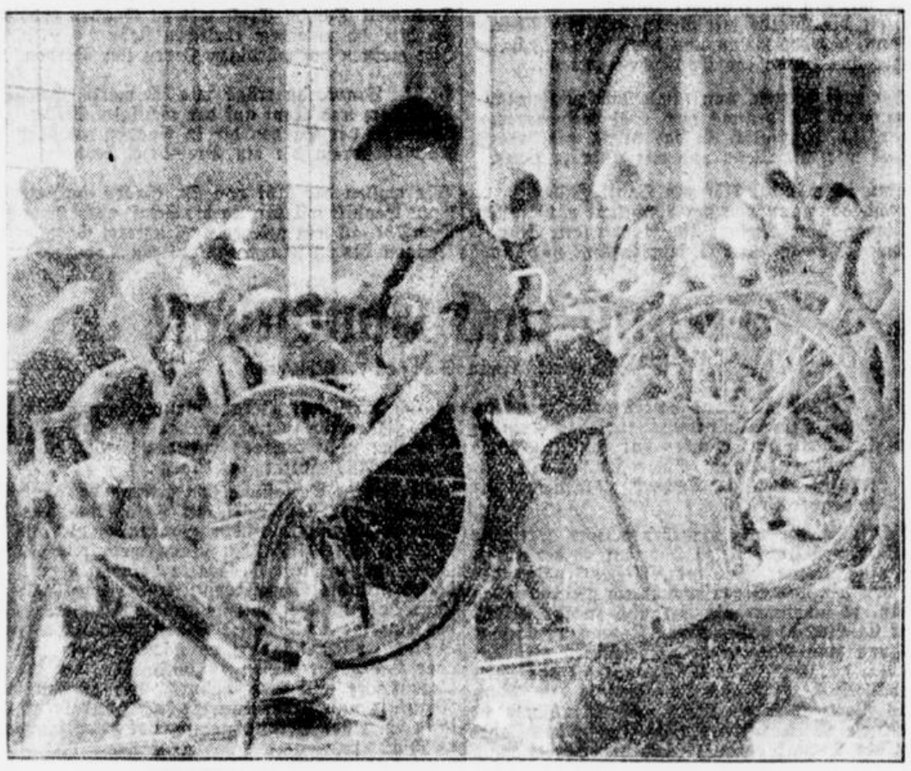
Im Volksmund wird der Hausschwamm oft als „Tränenschwamm" bezeichnet. Der Grund für diese eigentümliche Benennung ist darin zu suchen, daß der Pilz bei der Zerstörung der Zellulose sehr viel Wasser abscheidet, so daß das befallene Holz zu tropfen oder zu weinen beginnt. Der Pilz wächst nicht nur durch das Holz in langen Strähnen hindurch, sondern befällt auch Steinwände, kriecht die Tapeten empor und bevorzugt jede feuchte oder dunkle Verbreitungsgelegenheit. Die langen Fruchtsträhnen des Schwamms erreichen Längen von mehreren Metern, woraus es sich erklärt, daß der Schwamm oft weit entfernt von dem erkannten Herd wieder auftaucht und sein Vernichtungswerk fortsetzt. Wo der Pilz an die Oberfläche tritt, bildet er zunächst eine weiße, dann eine gelbliche, graue und rötliche Watteschicht, aus dessen Zusammensetzung und Gestaltung der Fachmann den echten Hausschwamm erkennt. Nicht alle pilzigen Beläge auf Hölzern sind Schwamm, sondern oft erweist sich die anfängliche Befürchtung, es mit diesem Parasit zu tun zu bekommen, bei genauerer Untersuchung als hinfällig. Allerdings darf man sich darüber nicht täuschen, daß auch die Lebenskraft eines ausgetrockneten und anscheinend ungefährlichen Schwamms nach Jahrzehnten wieder aufflackert und in vollem Umfange wieder zur Vernichtung bereit ist. Dies zu wissen ist vor allem beim Hauskauf wichtig, ebenso muß der Verkäufer den Befall von Hausschwamm bekanntgeben, sofern er Derartiges weiß. Ein Verschweigen des Vorhandenseins von Schwamm kann zur Nichtigerklärung des Kaufvertrages und zu Schadenersatzleistungen führen.

Die Brutstätten des Hausschwamms sind feuchte und dunkle Winkel. Wo Luft und Sonne fehlen, gedeiht er schnell und verbreitet sich in kurzer Zeit über ganze Häuser. Am häufigsten wird er in den Balkenlagen über dem Keller beobachtet. Um ihn hier fernzuhalten, ist man bei neueren Bauten fast ausnamslos zur Verwendung von Steindecken übergegangen. Der Weg durch die Balkenlage in den Fußboden des Erdgeschosses ist nicht weit, ebenso das Weiterschleichen auf Nachbarbauten nicht schwer. Dem Gedeihen des Schwamms ist der Baugrund, in dem sich vegetabilische Stoffe befinden, ebenfalls sehr günstig. Wird daher ein Grund bebaut, auf dem sich einmal Viehställe und Dungstätten befunden haben, ist die größte Vorsicht geboten. Auch Holzmoder, Brand- und Bauschutt in Verbindung mit Feuchtigkeit gebieten Aufmerksamkeit. Selbst eine ständige Grundfeuchtigkeit ist verhängnisvoll. Daher sollte die isolierende Schicht aus Bitumen oder Teer in keinem auch noch so dicken und steinernen Fundament eines Gebäudes fehlen.

Man erkennt den Hausschwamm bei nicht angestrichenem Holz an kleinen schwarzen Pünktchen, die allmählich zu einem watteähnlichen Belag wachsen. Ist das Holz gestrichen, so nimmt der Schwamm eine dem Anstrich ähnliche Farbtönung an, die fast immer ins gelbliche geht. Das befallene Holz tönt beim Beklopfen hohl und dumpf, außerdem verbreitet es einen muffigen Geruch in den Räumen. Längerer fester Aufenthalt in derartigen Räumen kann zu ernsthaften, typhusartigen Erkrankungen führen.

Wie soll man sich nun gegen diesen hinterlistigen Feind schützen? Es war schon darauf hingewiesen worden, daß man beim Hausbau selbst Maßnahmen zur Verhütung von Hausschwamm durch entsprechende Wahl der Baustoffe treffen kann. Eine Anordnung von Belüftungszügen unter tief liegenden Dielenfußböden ist auch anzuraten. Ferner achte man darauf, daß beim Bau nur saftfreies Holz verarbeitet wird, weil der Schwamm noch im Saft stehendes Holz ungemein bevorzugt. Man wird sich auch davor hüten, den Raum zwischen Balken und Dielenlagen mit fruchtbarem, lebendigem Boden zu füllen, in welchem sich natürlich mikroskopische Lebewesen aufhalten und der Schwammbildung Vorschub leisten.

Bei stark angegriffenem Holz sind Abwehrmaßnahmen erfolglos. Am besten ist es, man reißt derartige Gebäude ab und läßt durch Fachleute den Baugrund keimfrei machen. Wird der Schwamm rechtzeitig entdeckt, kann man kleine Stellen mit Quecksilbersublimat in Kalkwasser, mit Antimerulium, Mykothanaton, Antimonin oder anderen chemischen Mitteln, die hierfür besonders geschaffen wurden, bestreichen. Auch weiß man, daß Salizylsäure den Hausschwamm völlig zerstört, so daß ihre Anwendung den Wert eines Hausmittels erhalten hat. Allerdings ist dies kein universelles Mittel; besser ist es in jedem Falle, den Fachmann zu Rate zu ziehen, vor allem, um festzustellen, ob es sich gleich immer um Hausschwamm handelt. Der Erfolg dieser Mittel ist jedoch niemals so sicher wie die bewußte Abwehr des Feindes durch vorbeugende Maßnahmne.



Bei unserer HJ. (Herbert Hoffmann — M

Süße Dinge aus Apfelsinen

Apfelsinensalat, als Zugabe zu Fleischgerichten. ¾ Tasse Wasser, 1 Eßlöffel Essig, 1 Teelöffel Zucker, 1 Messerspitze Salz, 1 Messerspitze Senf, 1 Teelöffel Butter werden erwärmt. Hierauf setzt man unter kräftigem Rühren drei gequirlte Eigelb hinzu und läßt die Soße langsam ziehen, aber nicht kochen. Dann nimmt man sie vom Feuer weg und schlägt sie weiter, bis sie erkaltet ist. Will man die Soße leichter und luftiger haben, so setzt man jetzt drei Eßlöffel geschlagene Sahne zu. Man schneidet nun vier geschälte Apfelsinen in Scheiben, entfernt die Kerne. Eine Banane wird in Scheiben geschnitten. Dies alles mischt man mit der Soße und gibt den Salat in eine Schüssel. Man kann auch noch Apfelscheiben dazwischen tun. Dieser Salat ist eine wohlschmeckende Beigabe zu Braten und Geflügel.

Apfelsinenmarmelade. Neun große Apfelsinen und drei Zitronen werden abgewaschen und abgetrocknet. Man schneidet sie hierauf in dünne Querscheiben, die man in der Mitte aufteilt. Die Kerne werden entfernt. Scheiben und Saft werden in ein Porzellangefäß getan, worauf man drei Liter Wasser darauf gießt. Dann läßt man das Ganze einen Tag stehen, kocht es dann eine Stunde lang und läßt es wieder bis zum nächsten Tag stehen. Nun setzt man 4½ Pfund Streuzucker zu und läßt die Marmelade etwa eine Stunde kochen. Während des Kochens wird sie abgeschäumt. Man füllt sie heiß in gewärmte Gläser und bindet diese nach einigen Tagen zu.

Das rate ich Dir!

Nagelpflege tut not

Die Nagelpflege ist etwas, was auch die vielbeschäftigte Hausfrau, und gerade diese, nicht außer acht lassen sollte. Denn ungepflegte Hände machen einen sehr schlechten Eindruck. Man soll die Finger für einige Minuten in heißem Seifenwasser baden, ehe man mit der Nagelbehandlung beginnt. Gut ist es, wenn man die Nägel nicht schneidet, sondern sie immer nur feilt. Auch sollte man jeden Abend vor dem Schlafengehen die Nagelränder mit etwas Vaseline bestreichen. Man braucht die Haut dann nur zurückzuschieben und nicht zu beschneiden. Wenn sich auf den Nägeln weiße Flecke zeigen, so ist das ein Zeichen, daß der Organismus zuviel Säure bildet, und man sollte seine Ernährung demgemäß etwas umstellen.

Die Pflege der Augen

Die Augen müssen, wenn sie klar und schön bleiben sollen, täglich gebadet werden. Man kauft sich eine kleine Augenbadeschale und füllt sie mit kaltem Wasser. Dann legt man die Augen so darauf, daß man sie öffnen und schließen kann. Auch ein Augenbad mit lauwarmem Wasser, dem man ein klein wenig borsaures Natron zugesetzt hat, ist sehr wohltuend. Sind die Augen sehr ermüdet, so soll man sich eine halbe Stunde ruhig hinlegen und sich kleine Wattebäuschchen, die man in lauwarmer Milch angefeuchtet hat, auf die Lider legen. Man entspannt dabei den ganzen Körper, so daß nicht nur die Augen sich ausruhen können. Will man seine Wimpern verschönen, so bestreicht man jeden Abend vorm Schlafengehen die Wimpern mit ein klein wenig Vaseline.



Die Dame am Volant (Busch Bild)

Mütter werden planmäßig geschult

Die Leiterinnen der NSV.-Mütterheime in Heringsdorf

NSK. Das Müttererholungsheim des Hauptamtes für Volkswohlfahrt in Heringsdorf ist aus kurzem Winterschlafe erwacht. Noch brausen Winterstürme über den menschenleeren Ostseestrand, noch liegt die breite Promenade, auf der im Sommer ferienfrohe Menschen dahinschlendern, öde und ausgestorben, noch ist von all dem frohen Leben, das hier später überall herrscht, nichts, gar nichts zu spüren — und doch ist es mit der Heringsdorfer Winterruhe vorbei.

Nicht nur das große Kindererholungsheim ist nach kurzer Pause wieder mit einer erholungsseligen und vor allem erholungsbedürftigen Kinderschar aus allen deutschen Gauen bevölkert, nein, auch das Müttererholungsheim hat seine Pforten wieder geöffnet. Hell leuchtet der Lampenschein aus allen Fenstern in die dunkle Winternacht, und ob es draußen auch regnet und schneit, ob das Meer, von den kalten Stürmen aufgewühlt, sich weit in den verlassenen Strand hineinwühlt — im Hause ist es herrlich warm und gemütlich und der Blick aus den vielen, vielen Fenstern auf die tobende See ist auch im Winter einzigartig schön.

„Die Mütter sind wieder da!", so meinen die Heringsdorfer, als sie von dem neuerwachten Leben in „ihrem" Müttererholungsheim hören und sie freuen sich, daß damit wieder etwas Verdienst für die Kaufleute, für die Bäcker, Schlächter, Kolonialwarenhändler, aber auch für den Ansichtskartenhändler dicht am Strande in Aussicht steht. Sie freuen sich auf die Gäste der NSV., die ebenso wie die kleinen Insassen des Kinderheimes nicht nur für ein paar kurze „Saison"-Wochen ihren Einzug halten, sondern die das ganze Jahr über, mit Ausnahme der Weihnachtszeit, die Heime bevölkern und damit auch in der monatelangen stillen Zeit Leben und vor allem Verdienstmöglichkeiten in das Ostseebad bringen. Aber noch ist es ja nicht so weit, noch sind es nicht erholungsbedürftige Mütter, die im Heim der NSV. angekommen sind. Nein, diesmal sind es zwar auch Frauen, aber sie kommen nicht zur Erholung, sondern zu ernster Arbeit im Dienste der Müttererholung, der sonst dieses Haus dient. Mütterheimleiterinnen der NSV. sind es, die hier, zusammengerufen durch das Hauptamt für Volkswohlfahrt, einen achttägigen Kursus durchmachen sollen, der ihnen das nötige Rüstzeug für ihre schweren Alltagspflichten gibt.

Sie kommen zu verantwortungsschwerer Arbeit, diese 35 Heimleiterinnen und Gaufachbearbeiterinnen. Aber neben der Arbeit wird auch die Freude nicht vergessen und es bleibt viel Zeit nicht nur zu herrlichen weiten Gängen am Strande und im schönen Heringsdorfer Walde, sondern auch zu mancher frohen Stunde und manchem Kurzweil. Hier können sie erkennen, ob ihre Arbeit in ihrem Mütterheim, das sie allein, nur auf sich selbst gestellt, leiten müssen, richtig ist, ob sie in ihrem Tun und Lassen so handeln, wie es die NSV. und damit die nationalsozialistische Bewegung von ihnen erwartet.

Der Stundenplan dieser Tage ist geschickt zusammengestellt. Vorträge mit anschließender Aussprache wechseln mit praktischen Uebungen, mit Gesang und Spiel ab. Schon morgens vor dem Frühstück wird Gymnastik getrieben, im Trainingsanzug — eine ganz Wagemutige hat sogar nur einen Badeanzug an — geht es hinaus auf die Promenade und an den Strand. Es ist zwar noch ganz finster, und vom Meer weht ein frischer Wind, aber bei Lauf, Atem- und Freiübungen spürt keine Frau die Kälte, und hinterher schmeckt das Frühstück um so besser.

Ueberhaupt der Appetit! Es ist erstaunlich, was in diesen Tagen zusammengefuttert wird. Alle Angst um die schlanke Taille verschwindet, wie ja überhaupt jede innere Hemmung verlorengeht und aus den ernsten, verantwortungsbewußten Leiterinnen eine fröhliche Schar Kameradinnen wird, die die Sorgen ihres wirklich nicht immer leichten Alltagslebens ganz bewußt hinter sich liegen gelassen haben.

Bei den praktischen Bastelversuchen, bei den Gesellschafts- und Scherzspielen geht es hoch her. Am Bastelnachmittag sollen die Frauen zur Anleitung in einfachen Handarbeiten für die Schützlinge in ihren Heimen angewiesen werden. Der Erfolg ist verblüffend! Wirklich nette Sachen entstehen unter den geschickten Händen der eifrig Lernenden, aber zuletzt sieht der große Aufenthaltsraum so fürchterlich aus, daß sich alle Leiterinnen darüber einig sind, daß sie bei sich im Heim eine solche Unordnung nicht dulden würden! Trotzdem ist dieser Werknachmittag nötig und keine Spielerei, denn gerade die Frage der Heimgestaltung in den Mütterheimen der NSV. ist überaus wichtig. Die Frauen, die hier in den Heimen, oft zum erstenmal in ihrem arbeitsreichen Leben zu einer Ruhe- und Erholungszeit kommen, wissen sehr oft, besonders im Anfang, mit ihrer vielen freien Zeit nichts anzufangen, und da muß die Hilfe der Leitung einsetzen, die ihnen Anregung und Anweisung zur Beschäftigung gibt, die aber auch darauf zu achten hat, daß sich die Frauen durch allzu eifrige Arbeit, zum Beispiel durch stundenlanges Stricken, nicht überanstrengen und damit die gewünschte Erholung illusorisch machen.

Aber nicht nur praktische Anregungen werden von einer Mütterheimleiterin verlangt. Die ihr anvertrauten Schützlinge kommen auch in tausend Fragen des seelischen Lebens zu ihrer Betreuerin, von ihr die rechte Antwort und Hilfe erhoffend, und deshalb werden alle die immer wiederkehrenden Fragen zum Gegenstand lebhafter Aussprache bei der Tagung.

Die Mutter, die in den Erholungsheimen der NS.-Volkswohlfahrt Entspannung finden, sollen wieder lachen lernen, sie sollen nicht nur körperlich, sondern ebenso seelisch gestärkt zu ihren Familien zurückkehren. Daß dies die NSV. restlos erreicht hat, das bewies der Erfolg der Heringsdorfer Tage.

KUNST - LEBEN - WISSEN

Eine alte Kirche wurde umgestaltet

Die St.-Johannis-Kirche in Essen wurde nach einer durchgreifenden Umgestaltung nach den Plänen und unter der Leitung des Essener Architekten Reg.-Baumeisters Jung wieder dem Gebrauch übergeben.

Der Ursprung der jetzigen Johanniskirche war eine kleine Taufkapelle, welche ungefähr an der Stelle des jetzigen Hauptaltars der Johannis-Kirche zwischen den beiden Säulenhallen der Münsterdiele stand.

Vor dieser alten Taufkapelle lag ein freier Platz. Auf diesem Platz befand sich unter einer Linde ein Steintisch, der als „lapis sub tilia" oft im Archiv der Essener Münsterkirche genannt wird. Ein jetzt noch in der Diele der Münsterkirche stehender runder Stein soll ein Bestandteil dieses Tisches gewesen sein. Zweifellos war diese ringsum etwas erhöhte Anlage vor der Taufkapelle eine Tingstätte aus germanischer oder sächsischer Zeit. Daher der Steintisch, bei dem der Gerichtsherr, ehedem der Gaugraf oder dessen Bevollmächtigter, der Schultheiß, Platz nahm.

In der Regierungszeit der Aebtissin Sophia von Gleichen wurde nun diese inzwischen zur Pfarrkirche St. Johannis erweiterte Taufkapelle abgebrochen und, wie es in der Urkunde heißt, mit „gehawenen Steinen erbawet anno 1471".

Die quadratische Form der Kirche und der Umstand, daß man den Turm über dem Kirchenschiff erbaut hat und nicht vor dasselbe, lassen darauf schließen, daß man den Bau wegen des „Steins unter der Linde" nicht weiter westwärts entwickeln wollte.

Später wurde dann unter der Regierung der Aebtissin Franziska Christina 1726—1776 in den beiden rechts und links vom Chor befindlichen Seitenschiffen je zwei Obergeschosse eingebaut. In dem ersten Obergeschoß des nördlichen Teils wurde die Orgel aufgestellt und darüber in dem zweiten Obergeschoß die Blasebälge. In dem ersten Obergeschoß des südlichen Teiles wurde ein Erker ausgebaut zum Chor hin, in welchem die Fürst-Aebtissin, wenn sie dem Gottesdienst in der Johannis-Kirche beiwohnte, Platz nahm, ihr Gefolge und die Stiftsdamen in dem Raum dahinter.

Im Jahre 1767 wurde die früher hinter dem Hauptaltar befindliche Sakristei an der Nordseite und darüber ein Fachwerkaufbau zur Erweiterung der Orgelempore ausgebaut.

Um 1820 ist die nördliche südliche und westliche Umfassungsmauer der Kirche, wahrscheinlich wegen der durchschlagenden Feuchtigkeit, außen verputzt werden. Diagonale, rillenförmige Behandlung der Hausteine sollte den Zweck haben, den Putz besser haften zu lassen. Jedoch nach einigen Jahren ist der Putz wieder abgefallen, so daß wir heute noch die merkwürdige Steinbehandlung sehen.

Im Jahre 1935 entschloß sich der derzeitige Kirchenvorstand eine umfassende Verbesserung und teilweise Neugestaltung vornehmen zu lassen. Die äußere Veränderung besteht in der Schaffung neuer Eingänge an der Nord- und Südseite der Kirche unter gleichzeitigem Ausbau von Windfängen.

Architektonisch sollten sich die neuen Windfänge dem an sich anspruchslosen alten Baukörper völlig unterordnen. Ferner wurden die aus der Barockzeit stammenden Fenster hinter dem Hauptaltar an der Ostwand zugemauert, wodurch für das Innere eine geschlossene Chorwirkung erreicht und gleichzeitig für die edle Plastik des gleichfalls restaurierten Cruzifixus aus dem 15. Jahrhundert ein guter Hintergrund geschaffen wurde.



Vergrößerung eines Tierkopfes vom Chorgestühl der St.-Johannis-Kirche in Essen

(Foto. Kraayvanger, Essen)

Sodann wurde der aus dem Jahre 1767 stammende Fachwerkaufbau an der Nordseite, der gänzlich baufällig war, in Eichenholz erneuert unter Beibehaltung der alten Formen.

Die Hauptarbeit erstreckte sich auf die Wiederherstellung des Inneren der Kirche. das in seiner rauhen äußeren Schale für den Industriebezirk seltene Kostbarkeiten enthält.

Das Chorgestühl, die sogenannte „stalla canonicorom" ist im Jahre 1699 von dem Münsteraner Meister Dollar angefertigt worden. Wie es in dem Archiv der Essener Münsterkirche heißt, mußte Meister Georg Dollar die Sessel an der Zahl 20, jede Seite zehn, aus „reinem Eichenholz ohne Spindt" für 300 Reichstaler anfertigen. Das Kapitel übernahm die Transportkosten von Münster nach Essen sowie sämtliche Reise- und Zehrkosten für den Meister und zwei Gesellen.

Seiner Aufgabe entledigte sich der westfälische Meister mit künstlerischer Eleganz und einem feurigen Temperament, so daß uns moderne Menschen heute noch die lebendige Wärme der flott in Eichenholz geschnitzten jubilierenden Ornamente, Arabesken, Blumen und Tiere mitreißt. Eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes war technisch nicht möglich, so daß der Anstrich aus der Barockzeit beibehalten werden mußte, Eine Aebtissin aus sächsischem Geblüt hatte das Chorgestühl sowie das Orgelschnitzwerk in ihren Landesfarben Grün-Weiß behandeln lassen, welche Farben jetzt unter Erneuerung der Vergoldung beibehalten wurden.

Viele schadhafte und abgebrochene Teile des Schnitzwerks sind nun ergänzt bezw. meisterhaft erneuert worden. Die Nebenaltäre, auch Meisterwerke aus der Barockzeit, die früher unglücklich überdeckt standen, erhielten einen günstigen Platz an der Westwand.

An dem 1820 angebauten Aebtissinnenchor an der Südseite mit einem köstlichen Erker wurde nichts geändert, nur alles säuberlich in Form und Farbe neu hergerichtet.

In den neuen Windfängen befinden sich Glasmalereien von Prof. Wendling, Bienen und Heuschrecken darstellend. Dies Motiv soll auf das Leben des heiligen Johannes anspielen, der sich nach der heiligen Schrift von Heuschrecken und wildem Honig ernährte.

So wirken jetzt im neuen Gewande Hochaltar, Chorgestühl, Orgelgehäuse und Kanzel in einem Akkord zusammen, der eine andachtvolle, aber zugleich zuversichtlich-fröhliche Stimmung bei dem Besucher der Kirche auslöst.

Das Bauwerk steht unter Denkmalschutz. Sämtliche Wiederherstellungsarbeiten wurden in engster Fühlungnahme mit der kirchlichen und staatlichen Aufsichtsbehörde durchgeführt.

An den Rand geschrieben

Aphorismen von Lothar Sachs

Mancher glaubt größer zu erscheinen, wenn er keine Aufrechten neben sich duldet.

•

Viele begnügen sich mit einer Richtung, weil sie kein Ziel haben.
Nadelstiche verletzen mehr als Faustthiebe.

•

Man kann für seine Ideale leben, aber nicht von seinen Idealen.

•

Man kommt manchmal jemandem entgegen, um ihm — auszuweichen.

•

Bist du erfolgreich, lernen dich die Menschen kennen, hast du Mißerfolge, lernst du die Menschen kennen.

•

Die Lüge der Augen ist schwerer zu entlarven als die Lüge der Zunge.

•

Nicht alles ist sinnlos, wofür uns der Sinn fehlt.

Bilder aus dem Japan von heute

Die Frauen im Leben und in der Häuslichkeit. — Stillstand der Europäisierung. — Japan besinnt sich wieder auf seine Eigenart / Von Hanna Lieske

In den europäischen Ländern sehen die Frauen im allgemeinen gleich aus — sie tragen dieselben Hüte, dieselben Kleider, dieselben Handschuhe und Schuhe. Geht man aber durch die Straßen einer japanischen Stadt, so findet man ein merkwürdiges Durcheinander. Ein Teil der Japanerinnen ist nach europäischer Mode gekleidet, sie tragen an warmen Tagen ärmellose Kleider, zartfarbige Seidenstrümpfe, hochhackige Schuhe — während daneben wieder Japanerinnen gehen, die noch japanische Holzsandalen und Kimonos anhaben. Bei fast allen Japanerinnen aber findet man die gleiche Frisur: den echt japanischen kunstvollen Haaraufbau mit Spangen und Haarpfeilen, den sie seit Jahrhunderten in Japan getragen haben.

Ganz ähnlich ist das Verhältnis in den Theatern. Auch dort eine seltsame Mischung aus Modernem und Echtjapanischem. Der erste Teil des Programms wird vielleicht durch eine hochmoderne Revue mit Tanzgirls und ähnlichen Zutaten bestritten, und der jüngere Teil der Besucher unterhält sich köstlich, während die älteren mißbilligend die Stirn runzeln; die zweite Hälfte des Programms aber wird durch Theater nach altem japanischem Stil und alter Tradition ausgefüllt.

Auch auf allen anderen Gebieten des Lebens haben sich modernes Europa mit altem Japan gemischt. Der Handwerker, der vollkommen japanisch gekleidet und mit japanischen Werkzeugen ausgerüstet ist, benutzt dennoch ... ein Fahrrad. Die Wohnungen weisen neben japanisch ausgestatteten Zimmern sehr oft auch etliche Räume mit europäischem Mobiliar au. Man spielt sogar Bridge, und das Telephon ist auch in den japanischen Häusern eine übliche und vielbenutzte Einrichtung.

Ein durchaus tüchtiger Autochauffeur, der mit seinem Motor genau so gut Bescheid weiß wie seine europäischen Kollegen, schützt sich dennoch gegen Unfälle auf besondere, ausgesprochene japanische Art: er badet zum Beispiel an einem bestimmten Tage mitten im Winter in einem bestimmten heiligen Wasserfall, er ißt bestimmte Speisen nicht, vor allem keine Küken, keine Eier und keine Zwiebeln — und er trägt in seinem Rockfutter eingenäht ein Amulett, das ein unmittelbares Geschenk der Götter ist. Es ist seine felsenfeste Ueberzeugung, daß er auf der Stelle von der Rache der Götter getötet wird, wenn er eines der verbotenen Gerichte äße. Vermeidet er es aber und trägt das Amulett stets bei sich, so wird er sein Auto immer glücklich steuern. Verliert er jedoch sein Amulett, so kann er niemals wieder ein neues bekommen, und er gibt seinen Beruf auf.

Besonders groß sind in Japan die Gegensätze zwischen den Generationen, da die Alten natürlich noch ganz in den einstigen Traditionen leben. Ein Handwerker alten Stils wird jede übertragene Arbeit so ausführen, daß ein kleines Kunstwerk daraus entsteht, aber er braucht viel Zeit dazu. Wird ein junger Handwerker gerufen, so führt er die Arbeit schnell und zweckmäßig aus — aber das Künstlerische ist verloren gegangen.

In Tokio tragen alle irgendwie beruflich tätigen Frauen europäische Kleidung, aber in vielen Fällen sehen sie in dieser Kleidung nur eine Art Uniform; auch beim Sport ist europäische Kleidung üblich, — in ihrem Privatleben aber legen auch diese modernisierten Japanerinnen immer noch mit Vorliebe das japanische Gewand an.

Echt japanisch sind die Feste, die gefeiert werden. Das große Sommerfest, eine Art Sommersonnenwende, das „O Bon" genannt wird, besteht darin, daß man sich gegenseitig zu machen, wenn man's mit andern treibt. Geschenke macht und daß man großen Drachenkopfmasken, die auf den Straßen gezeigt werden, die Zunge herausstreckt, zum Zeichen, daß man kein Lügner ist. Lügner bekommen nämlich eine zwiegestaltene Zunge, wenn sie sie am „O Bon" den Drachenmasken herausstrecken. Im November findet die große jährliche „Vogelmesse" statt, bei der in den Straßen eine heitere Karnevalsstimmung herrscht. Jung und Alt tragen lange Bambusstangen, an denen sich oben eine Art Bambusbesen befindet.

Das japanische Neujahrsfest ist sehr reich an Zeremonien. Drei Tage lang empfängt die Familie Neujahrsbesuche, die bis in die kleinste Kleinigkeit nach einem vorgeschriebenen Zeremoniell verlaufen. Am Neujahrstage muß die Hausfrau vor Tagesgrauen einen Trunk Wasser aus dem Brunnen holen. Zu Neujahr werden besondere, komplizierte Gerichte und Backwerk bereitet, die zu bestimmten Zeiten und nach ganz bestimmten Regeln gegessen werden müssen. Auch stellt man kleine Tannen und Bambusbüschel auf die Straße zur Erinnerung an die Vorfahren und als Zeichen von Patriotismus.

Man hat in Japan sehr viele Symbole, die meisten Neujahrssymbole aber haben den gleichen Sinn: „Wohlergehen und langes Leben!"

Die meisten Neujahrsbesucher tragen ausgesucht schöne und kostbare japanische Kleider, aber natürlich gibt es auch einige, die selbst bei diesem Anlaß europäische Kleidung anlegen. Auch alle Handwerker und Lieferanten kommen, um Glück zu wünschen, und werden auf übliche Weise mit Tee, der auf ganz bestimmte Weise zubereitet wird, und den üblichen Neujahrsgerichten bewirtet. Auch die Bettler bekommen ihren Teil an der Bewirtung. Aber wenn die Bettler wohlgestärkt das Haus verlassen, wirft man ihnen oft, „zur Reinigung", eine Handvoll Salz nach.

Die Japankenner sind der Meinung, daß die Europäisierung Japans, die eine Zeitlang so ungeheure Fortschritte machte und die ganze alte japanische Kultur wegzuwischen drohte, neuerdings zum Stillstand gekommen ist und daß man in Japan sich darauf zu besinnen beginnt, daß es viel wichtiger ist, das starke Eigenleben des Volkes zu bewahren, als sich eine fremde Kultur anzueignen, die nur übernommen wurde und daher niemals bodenständig, sondern immer aufgepappt wirkt.



Die Reiherfamilie hält Mittagsruhe

Ein Schnappschuß aus dem Berliner Zoo.
(Lilo Hansing — M.)

Freude - Humor - Raten

Pechvogel auf Reisen

Neidvoll höre ich immer zu, wenn andere Leute, braungebrannt und frisch gestärkt von ihrem Urlaub zurückgekehrt, von all den Herrlichkeiten schwärmen, die sie zu sehen bekommen haben weil ich nämlich bei meinen Reisen von einem merkwürdigen Pech verfolgt bin. Woher das kommt, weiß ich nicht; jedenfalls habe ich mich damit abgefunden, daß es so ist.

Und, was das Schlimmste ist, es scheint nie aufhören zu wollen, daß mir überall nur Unheil widerfährt; denn erst vor vier Wochen hat in meinem Hotelzimmer in Leipzig ein Betrunkener zwei Stunden lang unter meinem Bett seinen Kragenknopf gesucht und ließ sich durch nichts davon überzeugen, daß er sich in der Tür geirrt habe und sein Eindringen in mein Zimmer zur nachtschlafenden Zeit nur dem Umstand zuzuschreiben sei, daß er dummerweise vergessen hätte, die Tür abzuschließen. Vor fünfundzwanzig Jahren, als ich Primaner war, habe ich es zum ersten Male erfahren, daß Reisen, so schön es auch ist, unter Umständen auch mit sehr, sehr großen Gefahren verknüpft sein kann.

Wir hatten damals eine Tour nach dem Spreewald gemacht, wo ich nichts Eiligeres zu tun hatte, als mich mit einer bildschönen Einheimischen anzufreunden und mit ihr ein Stelldichein zu vereinbaren.

Und bewundert von meinen sämtlichen Mitschülern fuhr ich mit ihr nach Wodschowka, um dort Kaffee zu trinken.

Ich weiß es noch wie heute, daß damals fünfzehn Primaner Mund und Nase aufsperrten und uns neiderfüllt nachblickten, als der Kahn in Lübbenau vom Kai abstieß. Wie im siebenten Himmel kam ich mir jedenfalls vor, da ich ja noch keine Ahnung hatte, welchen kläglichen Ausgang dieses harmlose Abenteuer nehmen sollte. Die holde Maid hatte mir nämlich total verschwiegen, daß sie schon einen richtiggehenden Bräutigam besaß. Und das war doch eigentlich eine große Dummheit von ihr, da ich abends bei der Rückkehr doch seine Bekanntschaft machte. Leider hatte er für mich keine allzu große Sympathie, denn er wollte sich gleich mit einem dicken Eichenknüppel auf mich stürzen. Wer weiß, welchen Ausgang die Sache damals genommen hätte, wenn er nicht, zum Glück für mich, über eine Baumwurzel gestolpert und ins Wasser geplumpst wäre. Im Spreewald bin ich jedenfalls nie mehr gewesen, so schön es dort auch ist.

Kurz nach dieser Geschichte fuhr ich mit meinem Vater in den großen Ferien nach Kopenhagen. Bei dieser Gelegenheit fühlte sich ein älterer Herr bemüßigt, gerade mich zu fragen, ob ich vielleicht wüßte, wann die Sonne aufgehe. Diese Frage stellte er mir, als das Schiff bei herrlichstem Sonnenschein an dem Kreidefelsen von Stubbenkammer vorüberfuhr; sei es nun, daß ich von dem majestätischen Schauspiel so ergriffen war, daß ich auf seine Worte nicht recht geachtet hatte, sei es aber auch, daß ich an diesem Morgen wirklich ein bißchen verdattert war, ich antwortete jedenfalls: „Ich glaube um 10 Uhr."

Da die Sonne aber seit mehreren Stunden schon in strahlender Helle am Himmel stand, erhob sich ein derartiges Gelächter, daß ich mich wirklich ein ganz klein bißchen geschämt habe.

Die Sache war insofern umso unangenehmer, weil ich mir ein Monokel eingeklemmt hatte, um auf diese Weise ein wenig mehr zu scheinen, als ich war. Und rausnehmen konnte ich es leider nicht, weil ich es mir mit Mastix festgeklebt hatte. (Es fiel nämlich sonst immer runter.)

So stand ich also, eine Zielscheibe des Spottes, mit einem hilflosen Lächeln da und mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, als ein ulkiger Berliner dem alten Herrn den guten Rat gab, mich lieber danach zu fragen, wann der Mond blake, da es möglich sei, daß ich das vielleicht besser wüßte. Mein Vater war über meine Dämlichkeit „fuchsteufelswild", erklärte es für eine Affenschande, daß ich mich derart blamiert hätte und versicherte mir hoch und heilig, daß es das erste- und das letztemal gewesen sei, solch einen Dussel mitgenommen zu haben.

Trotz dieses Schwurs waren wir ein Jahr später in Italien. Und hier ist mein Vater im Hafen von Genua vom Dampfer ins Wasser gefallen. Wie er dieses Kunststück fertiggebracht hat, weiß ich nicht; jedenfalls sah ich ihn zu meinem Entsetzen auf einmal unter Schreien und Fluchen über die Bordwand des etwas schrägliegenden Dampfers verschwinden. Ich war zwar daran gewöhnt, daß ihm solche Sachen öfters passierten, daß er z. B. beim Bilder einnageln mit der Leiter umkippte oder beim Umzug einen Spiegel oder auch einen Küchenschrank auf den Kopf bekam; diesmal sah es aber doch so aus, daß ich, wie schon gesagt, in hellster Aufregung war. Meine Befürchtung, er könne bei diesem unfreiwilligen Bad irgendwie zu Schaden kommen, war aber grundlos gewesen, denn nach 5 Minuten Schwimmen in dem öligen und schmutzigen Wasser des Genueser Hafens wurde er glücklich hochgehißt, mitsamt seinem Koffer. Natürlich hat alles vor Lachen geschrien, als er da triefend vor Nässe in einem wenig salonfähigen Aufzug fürchterlich mit dem Kapitän zu schimpfen begann, nur ich nicht.

Ein gebranntes Kind scheut bekanntlich das Feuer; und so dachte ich unwillkürlich an die Ohrfeigen, die ich damals bekommen hatte, als mein Vater beim Aufspringen auf die Elektrische fehlgetreten war und von dieser bis zur nächsten Haltestelle mitgeschleift wurde.

Damals hatte ich nämlich, wie alle anderen Zeitgenossen, auch schallend gelacht, als er sich da verzweifelt mit seinem Spazierstock an der Bahn festhielt und den feuchten Asphalt so sauber gemacht hatte, daß den Straßenfegern nicht mehr viel Arbeit übrig blieb.

Durch dieses Vorkommnis gewitzigt blieb ich also diesmal ernst wie eine „Töpperschürze". Daher verstand ich es auch nicht so recht, daß er mich während der Seereise und leider auch noch später wie mit Argusaugen bewacht hat, ob ich nicht etwa doch heimlich lache. Offensichtlich traute er also dem Frieden nicht; ja, ich muß schon sagen, er wartete anscheinend nur auf den Augenblick, wo ich vor Lachen rausplatzen würde. Und so ist es auch zu erklären, daß er mir in einer Pension in Florenz vor Wut eine Apfelsine an den Kopf geworfen hat. Der Grund meiner Heiterkeit war allerdings ein ganz anderer gewesen, aber mein Vater dachte eben Tag und Nacht an nichts anderes als an sein merkwürdiges Abenteuer in Genua.

Der Wurf mit der Apfelsine war ja schließlich nicht so gefährlich, so etwas kann schon einmal vorkommen; umso erstaunter war ich daher, als auf einmal sämtliche Gäste entsetzt aufschrien und in den Ruf ausbrachen: „Der deutsche Signore hat seinen Sohn ermordet!"

Und erst allmählich kam ich dahinter, daß mein Vater eine Blutapfelsine als Wurfgeschoß benutzt hatte; ja, und die war nun bei dem Anprall geplatzt, so daß ich über und über mit rotem Saft bedeckt war.

Zufällig hielt dann noch mein Vater, als der Kellner eintrat, ein großes spitzes Tranchiermesser in der Hand, das auch einige Spritzer abbekommen hatte. So war der Aufruhr unter den Gästen der Pension Quissisana einigermaßen erklärlich. Wenn es nun bei diesen paar traurigen Erlebnissen geblieben wäre, dann würde ich mich ja nicht weiter beklagen, aber leider ist es nicht an dem.

In Prag hat man mich z. B. aus Versehen in einer Bedürfnisanstalt eingeschlossen, so daß ich an diesem etwas ungewöhnlichen Ort die Nacht zubringen mußte. In Venedig ist mir die Hose in den Canale grande gefallen; in Paris lachen einige Leute noch heute darüber, daß ich in der Eile statt des Ueberziehers den Bademantel angezogen habe und in diesem etwas merkwürdigen Aufzug am Place Clichy auf den Autobus gewartet habe; und in Mecklenburg hat mich ein Bauer mit einem Kartoffelsack verwechselt und mich mit einer derartigen Wucht auf den Perron geworfen, daß ich der Meinung war, Ostern und Pfingsten fielen auf einen Tag. In Brüssel sind mir im Hotel die Stiefel gestohlen worden, und in Südschweden bin ich vom Berg gefallen, so daß ich zum Vergnügen meiner Mitmenschen ohne Hosenboden nach Swinemünde zurückfahren mußte.

Ja ja, ich muß schon sagen: es ist ein förmlicher Fluch, der auf mir zu lasten scheint; und keiner kann wohl besser sagen als ich: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen." —mer.

Frauen, Männer, Antworten

Tante Hilde ist böse auf ihren Neffen.

„Nie kümmert ihr euch um eure Tante!" so schmollt sie, „nur wenn ihr Geld braucht, denkt ihr an mich!"

Die Neffen protestieren:

„Das ist nicht wahr, Tante! Du solltest einmal abends in unserem Zimmer Mäuschen sein und uns hören. Da geht es zwischen uns die ganze Zeit: meine Tante, deine Tante; meine Tante, deine Tante!"

*

Gemütvolle Frauen plauderten.

„Mein Mann hat einen schweren Autounfall gehabt."

„Und wo ist er jetzt?"

„In der Garage."

„Dein Mann?"

„Nein. Der Wagen. Mein Mann ist im Krankenhaus."

*

Pussy geht an den Postschalter.

„Ist ein postlagernder Brief für mich da?"

„Chiffre?"

„A. B. 11."

Der Beamte bedauert:

„Nein. Hier ist nur ein Brief unter A. A. B. B. 1111."

Pussy nickt:

„Das ist er. Geben Sie her. Mein Bräutigam stottert."

*

Max möchte mit Minna minnen.

Aber bei Minna ist ohne Ring nichts zu machen.

Also steckt Max Minna einen Verlobungsring an den Finger.

Minna bringt vor Vergnügen den Mund nicht mehr zu.

„So ein schöner, so ein wunderschöner Verlobungsring."

*

Schönemann trägt einen fürchterlichen alten Hut.

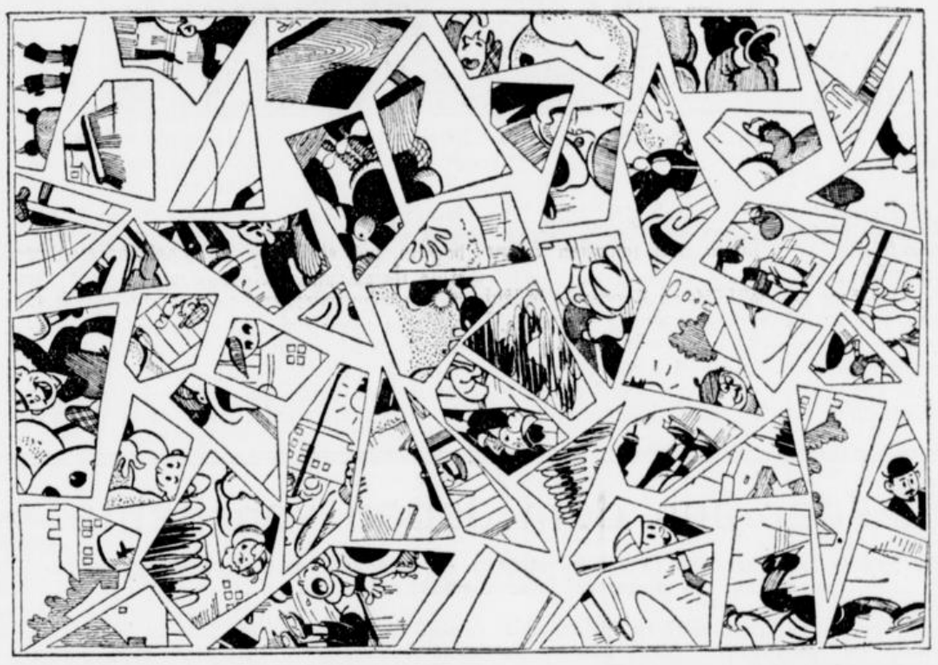
„Mit so einem verbogenen Hut laufen Sie herum?"

„Das ist mein Talisman. Wenn ich ihn trage, habe ich Glück."

„Wirklich?"

„Ja. Meine Frau hat nämlich erklärt, wenn ich den Hut aufsetze, geht sie nicht mit mir aus."

Pusselspiel



Die heimliche Freude

„Nanu, Emil, ich dengge, du bisd uff'n Masqenball?"

„Nee, ich hawwe meine Alde alleene hingehn lassen!"

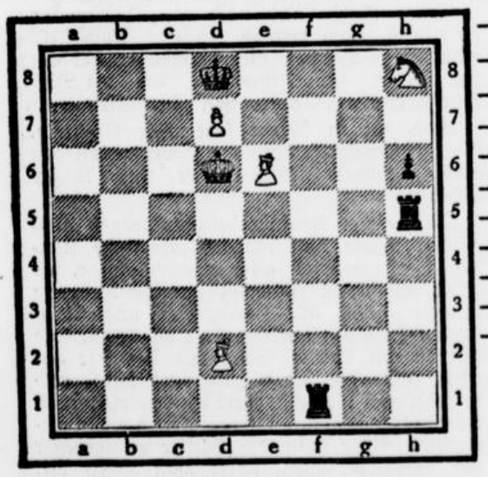
„Awwer Emil! Da läßt de dir doch ä Schbaß endgehn!"

„Echa, Alwin! Ich hawwe mei schdilles Vrgniechen! Ich kennde mich rammeln vor Lachen, wenn 'ch mir vorschdelle, was der Gaffalier von meiner Aldn fr ä Gesichde machen werd wenn se de Masge rundrnimmt!"

SCHACH

Schachaufgabe von Hans Rick

„Westdeutscher Beobachter" 1935



Matt in drei Zügen

Silbenrätsel Nr. 1

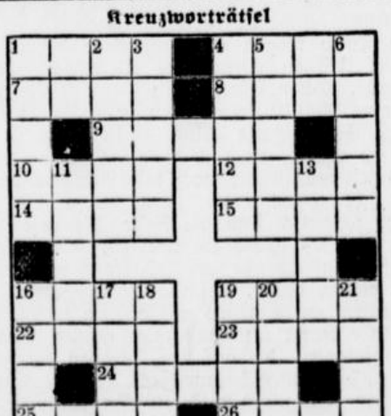
a — an — bad — bahn — ben — de — e — ei — fa — fan — fi — ga — gau — ge — ger — gott — in — in — la — la — li — ling — lo — löf — log — met -- mor — nen — on — pi — re — rie — sa — saf — sen — se — son — stirn — ta — te — ti — ti — to — va

Aus vorstehenden 44 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Friedrich dem Großen ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1 Musikinstrument
2 deutsch. Epigrammdichter des 17. Jahrh.
3 Nachwort
4 Ausgedienter
5 Sterngruppe im Bilde des Stiers
6 sommerliches Vergnügen
7 Truppengattung
8 Lederart
9 altrömisches Gewand
10 planmäßige Tilgung
11 schwedische Dichterin
12 Christbaumschmuck
13 Verkehrsmittel
14 Schiffsgeländer

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter:

a) von links nach rechts: 1 schmaler Bergrücken, 4 Milchfett, 7 Stadt in Britisch-Indien, 8 Kröte, 9 weiblicher Vorname, 10 weiblicher Vorname, 12 Geschenk, 14 Titelheld eines Dramas von Shakespeare, 15 morgenländischer Titel, 16 Stadt in Thüringen, 19 ausländisches Lasttier, 22 Gewürz, 23 Gebirge in Rußland, 24 Gewürz, 25 Verwandte, 26 Salzlösung, 27 Haustier, 28 Schornstein;

b) von oben nach unten: 1 Teil des Bestecks, 2 Kampfbahn, 3 Amtsgewand, 4 Tadel, 5 Königreich in Hinterindien, 6 Längenmaß, 11 Niederschlag, 13 britische Provinz in Hinterindien, 16 Getreidebündel, 17 übergroßer Mensch, 18 Krebstier, 19 Name einer preußischen Königin, 20 Stadt in Griechenland, 21 Baumgang. 39073

Silbenrätsel Nr. 2

Aus den Silben ab, an, at, be, bel, ber, bi, char, da, de, der, doh, eit, ey, go, hof, is, ko, lanz, lau, laub, le, le, le, li, li, list, lot, mus, nach, nau, nei, no, no, o, rau, re, riff, sa, she, so, sonn, ta, ta, ta, tag, ten, ter, tran, tri, un, ur, vents, vi, zi, zin sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen sehr beachtenswerten Ausspruch und den Namen seines geistigen Vaters nennen (ch ist ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten:

1 Gottesglaube
2 weinlicher Jahresabschluß
3 brandenburgische Stadt
4 Spitzsäule
5 deutscher Dichter
6 Kräftigungsmittel
7 englischer Richter
8 italienische Stadt
9 Sonntag vor Weihnachten
10 Fabelname des Löwen
11 nordamerikanischer Staat
12 Stadt in Ostpreußen
13 Erholungszeit
14 indischer Dichter und Denker
15 Heilmittel
16 Schloß bei Potsdam
17 Bittgesang
18 Stadt am Mittelrhein
19 Probezeit der Nonne
20 gelehriger Vogel

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von Arwid Kubbel

1. Te6—b6 Kf4—e4 (a), 2. T—b4+ Kd5, 3. Db3 matt. — 2 ... Kb3, 3. Df1 matt. — 1. ... Kf4—f5 (b), 2. Df3+ Kg5, 3. Le3 matt. Auch nach 1. ... Kf4—g5 (c) kommt die Hauptdrohung 2. Tb6—b4 als stiller Zug zur Geltung! Ein gelungener „Böhme" ohne weiße Bauern.

Silbenrätsel

1 Macbeth, 2 Ankertau, 3 Christentum, 4 Hasenpanier, 5 Dachluke, 6 Irawadi, 7 Caracas, 8 Hellebarde, 9 Altertum, 10 Ulanka, 11 Futteral, 12 Unstern, 13 Nachtrab, 14 Delagoabai, 15 Sirius, 16 Ibykus, 17 Erdachse, 18 Hammerstiel, 19 Defregger, 20 Ilmenau, 21 Concilium. — Mach dich auf und sieh dich um, reise mal 'n bissel rum.

Suchrätsel

Geheimnisvoll! Am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben — Und was sie dir nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Kreuzworträtsel

a) 3 Pflaume, 8 All, 10 Konsul, 11 Laon, 12 Brut, 13 Iltar, 16 Blei, 17 Elf, 20 Gnu, 21 Aar, 23 Gerte, 24 Berg, 26 Egel, 27 Morgen, 28 Die, 29 Kalorie. — b) 1 Kaliber, 2 Glaser, 4 Lob, 5 Anruf, 6 Usus, 7 Mut, 9 Loti, 14 Ren, 15 Lorelei, 18 Lug, 19 Latein, 20 Gorgo, 21 Argo, 22 Kerl, 24 Boa, 25 Ger.

Im Zeichen der Narrheit ...!

Jeder ein Zauberer:

Parade der Karnevalsscherze

Von der Pappnase bis zum Kanonenschlag – Alte und neue Überraschungstricks

Eine einzige Nacht nur, zu Silvester, ist in Norddeutschland Hochkonjunktur in Scherzartikeln. Dafür sind es jedoch in Süd- und Westdeutschland gleich mehrere Wochen, in denen Zauber- und Ueberraschungstricks das Feld beherrschen. Nach Neujahr werden im Rheinland, in den dem Rheinland benachbarten westfälischen Städten, namentlich auch in Bayern, die verstaubtesten Pappnasen und Gesichtslarven wieder hervorgeholt, um dem Fasching damit in gänzlich veränderter Gestalt entgegentreten zu können. Auf dem Lande findet man im deutschen Süden oft noch Jahrhunderte alte, greulich bemalte Masken, Hexen-, Dämonen- oder Tierköpfe darstellend, die Erzeugnisse einer wahren Volkskunst sind. Die Bauernburschen tollen damit durch Straßen und Wirtshäuser, sich selbst zum Ergötzen und den Mädchen zum Schrecken. In den Städten dagegen tragen die Faschingsmasken heute rein industrielles Gepräge. Meist sind es einfache, buntbemalte Papier- oder Pappiarven mit oder ohne Schnurrbart, deren Träger sich darin als sein eigener Vater oder Großvater vorkommt. Zu den herkömmlichen Faschingsartikeln zählen weiter die Luftschlangen, die Konfettis und nicht zuletzt die Blasrohre aus Pappe, mit denen man „sinnige" Aufschriften tragende Papierfetzen auf sein reizendes Gegenüber schießt. Allerdings können diese auch manchmal ins Auge gehen, weshalb Vorsicht im Umgang mit diesen „Waffen" geboten ist.

Herz mit Reißverschluß

Natürlich gibt es jedoch auch auf dem Gebiet der Scherzartikel jedes Jahr etwas Neues. Schon viele Monate vor Karnevalsbeginn denken ihre „Konstrukteure" darüber nach, welcher Zauber- oder Ueberraschungstrick wohl zum Schlager der nächsten „Saison" werden könnte. Das Wohl und Wehe einer ganzen Industrie ist abhängig von diesen Erzeugnissen des Erfindungsgeistes. Vieles ist schon einmal dagewesen, anderes wieder erscheint unausführbar mit Rücksicht auf die Sicherheit der Mitmenschen. Scherzartikel, die Menschen oder Tiere verletzen oder sonstigen Schaden anrichten, haben keine Daseinsberechtigung. Im kommenden Fasching wird eine ganze Reihe neuer Scherzartikel auf den Markt gebracht. Liebessymbole spielen darunter die Hauptrolle. So gibt es z. B. das Herz als Tischkuvert. Natürlich handelt es sich um ein Herz mit Reißverschluß, das, alles in allem, gleich eine Liebeserklärung mit entsprechender Antwort und zwei Ringe aus Blei enthält.

Neu herausgebracht werden ferner ein „Bandmaß der Liebe", sowie ein „Liebesthermometer", an dem man den Grad der jeweiligen Zuneigung genau ablesen kann. Schließlich sind auch furzende Mäuse nicht zu verachten, sowie Sicherheitsnadeln, die man durch die Nase ziehen kann.

„Jeder sein eigener Zulukaffer"

ist die Devise ihrer Träger. Schon von vierzig Pfennig an erhält man Sitzkissen, die bei Benützung peinliche Geräusche von sich geben. Dieser Scherz ist allerdings wohl nicht jedermanns Geschmack. An Lärminstrumenten gibt es neben Kinderklappern für große Leute, Knallkorken, Trompeten und Quietschvorrichtungen, die meist dann gerade in Tätigkeit treten, wenn man dies am wenigsten vermutet. Natürlich zählen auch Feuerwerkskörper und in mehreren Abständen hintereinander abknallende Kanonenschläge zum Handwerkszeug des Prinzen Karneval. Diese dürfen jedoch nach polizeilicher Vorschrift nur dort abgebrannt werden, wo keine Feuergefahr besteht und Menschen nicht zu Schaden kommen können.

Niedliche Scherze sind auch der künstliche Tintenfleck aus Stoff, der plötzlich der Tante bestes Tischtuch ziert, und das bei jeder Berührung zerbrechende „Geschirr", das natürlich in Wirklichkeit schon aus Einzelteilen besteht. Auch die „brennende" Zigarette, die man dem Gast auf das Kleid fallen läßt, spielt als Ueberraschungsmoment eine große Rolle. Dann gibt es Zigarren, die beim Anzünden explodieren und kleine Frösche, die dem Beschauer ins Gesicht springen. Vervollständigt wird das Arsenal der Faschingsfreuden durch Knallbonbons aller Sorten.

Wer sich als ein zweiter Bellachini fühlt, kann außerdem auch mit Karten-, Münzen- und Streichholztricks seinen Mitmenschen manche frohe Stunden bereiten. Auch der sogenannte „cartesianische Taucher", eine Glasfigur, die in einer mit Wasser gefüllten Flasche in die Tiefe taucht und daraus immer wieder von selbst hochkommt, ist zu diesem Zweck sehr begehrt.

Die meisten dieser Zaubereien gelingen am besten in vorgerückter Stunde, wenn sowohl der Geist der Vorführenden, als auch der der Zuschauer schon etwas „umnebelt" ist.

Tausende leben von der Narretei

Auch gibt es allerlei nette Vermummungsscherze. Hauptrequisiten hierzu sind die künstlichen Bärte und wenn sie auch nur aus Watte bestehen. Dazu kann man eine Faschingsbrille mit wildrollenden Glasaugen anlegen und seinen eigenen Eselsohren überstülpen. Andere wieder bevorzugen riesige, innen hohle, Pappköpfe aus dem Tierreich und treten als Ochsen, Giraffen, Löwen oder Störche vor die Oeffentlichkeit. Nur wird es deren Trägern meist bald zu heiß sein, so daß sie froh sind, sich wieder in einen Menschen zurückverwandeln zu können.

Alle diese Einfälle werden weit übertroffen durch die bei den Faschingszügen jeweils verwirklichten Ideen. Jedes Jahr gibt es in dieser Hinsicht etwas Neues. Meist werden noch im selben Fasching viele dieser Neuerungen vom Publikum übernommen und finden auf diese Weise den Weg von der Straße in die Häuser und auf die großen Karnevalsbälle. Auf diese Weise regiert die Narrheit wochenlang die Menschheit, nicht zuletzt zum Nutzen Tausender von Werktätigen, die von der Herstellung und dem Vertrieb von Faschingsartikeln leben. So zählt die Reichshauptstadt allein Hunderte von Fabriken und Großhandlungen, deren Hauptgeschäft in die Karnevalszeit fällt.



Faschingsstimmung (Grimm – M)

Westfalens Karneval ...

Münster war 'chon im Mittelalter eine fastnachtsfrohe Stadt

Der närrische Prinz schwingt wieder sein Zepter über frohgesinnte Menschen. Einmal im Jahre, in der Fastnachtszeit, offenbart sich die heitere Seite des westfälischen Wesens. Fast jeder Verein muß seinen Maskenball haben und in Münster und einigen anderen Orten schlägt die Karnevalsfreude so hohe Wellen, daß die Veranstaltungen der drei Haupttage, insbesondere aber des Rosenmontags, als Volksfeste im wahrsten und schönsten Sinne anzusehen sind.

Das Herz des westfälischen Karnevals schlägt in Münster. Wenn der organisierte Karneval auch erst etwa 100 Jahre alt ist, so liegen doch viele Zeugnisse dafür vor, daß die westfälische Hauptstadt schon im Mittelalter eine fastnachtsfrohe Stadt war. Der münsterische Chronist Hermann von Korffenbroick behandelt in seiner hinterlassenen lateinischen Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch die damals in Münster herrschenden Sitten und Gebräuche. Es fällt auf, daß er dabei den Fastnachtsbräuchen den breitesten Platz einräumt. Allerdings ist der Chronist nicht mit allem, was da geschieht, einverstanden. Er klagt, daß die Münsteraner den Karneval mit solcher Ausschweifung feiern, daß sie glauben, bei dieser Gelegenheit sei ihnen jede Torheit erlaubt. Die ganze Stadt schallet etliche Tage und Nächte vom Lärm der Trommeln. Unter den Vermummten sah man viele scheußliche Larven: manche borgten sich auch die Tracht fremder Nationen. Die „Rauigkeit der Sitten" wurde, so sagt Korffenbroick, von keinem unter ihnen bemerkt, da sie alle Westphälinger sind und alle diese Torheit mitmachen. Wie sehr die Enwohner Münsters der Torheit ergeben seyn, erhellet auch daraus, daß einige reiche Jünglinge eine gewisse Gesellschaft, welche sie die Schenke, das ist ein Saufcollegium, nennen, unter sich errichtet, und um dieselbe zu schützen, mit gewissen Gesetzen bestätigt haben.

Vorläufer des heutigen Rosenmontagszuges waren die damals von den Handwerkszünften veranstalteten Umzüge, von denen der der Metzger der größte und prunkvollste war. Der Chronist beklagt weiter, daß die fastnachtsfrohen Bürger von Münster oft die ganze Nacht hindurch fressen und saufen und sich arm, die Wirte aber reich machen. Sie fingen erst wieder an nüchtern zu werden, wenn die Geldbeutel gänzlich geleert sind. Andererseits wird anerkannt, daß sie dabei weniger sich selbst als anderen wohl wollten.

Eine Schilderung vom Münsterschen Karneval um das Jahr 1830 zeigt, daß die „Rauigkeit der Sitten" verschwunden, die Bedeutung des Festes aber noch in alter Frische vorhanden war. An den drei Fastnachtstagen wurde in Münster nicht gearbeitet; alle Schulen waren geschlossen.

Die Vereine veranstalteten Festzüge, meist zu Pferde und in Kostümen. Auf dem Prinzipalmarkt herrschte alle Tage über ein lebhaftes Treiben. Vor allem sah man die Schüler des Gymnasiums im vom Vater entliehenen Schlafrock und mit langer Pfeife, oft auch mit einem langen weißen Bart, herumstolzieren und sich mit den Mädchen necken. Höhepunkt des münsterischen Karnevals vor 100 Jahren war der Fastnachtsball im alten Komödienhaus, der sich teilweise auch außerhalb der Räume auf der Straße abspielte. An den Fastnachtstagen kam die alte deutsche Freigebigkeit besonders zu ihrem Recht. Es war Sitte, daß in jeder Familie offenes Haus gehalten wurde. In den Jahren vor dem Kriege, als das Kleingeld noch nicht so rar war, machten sich die Anwohner des Prinzipalmarktes und Roggenmarktes ein Vergnügen daraus, Hände voll Geldmünzen in den Trubel zu werfen. Unter den Masken entstand dann eine lustige Balgerei um die roten Pfennige und blanken Groschen. Den Beschluß des münsterischen Rosenmontagszuges macht nach alter Sitte der „Bettelwagen". Die ihn begleitenden „Bettelmönche" tragen an langen Stangen Klingelbeutel, die bis in die obersten Stockwerke der Häuser reichen. Der Sammelertrag kam früher der Städt. Armenkasse, heute dem Winterhilfswerk zugute.

Unterbrochene Karneval-Tradition

Das andere Gesicht Venedigs

Ueber ganz Venedig lag um diese Zeit jene karnevalistische Atmosphäre, die alljährlich zweimal acht Tage vor dem „Clou" zu spüren war. Die Maskeradenschneiderin auf der Via-prodencia und der Via-colleoni war außerordentlich gut beschäftigt. Ganze Ballen von grün- und rotgefärbten Voilestoffen wurden verarbeitet, daneben werden Maskeraden a la Bajazzo und Narrenkostüme mit Schellen bevorzugt. In den Geschäften hatte man schon seit „Heilige Drei Könige" keinen rechten Schneid mehr zu arbeiten, die jungen Schönen zählten jeden Tag bis zum 9. Februar. Und wenn der Abend mit den silbernen Sternen kam, dann schlenderten sie nachdenklich über die Rialtobrücke und fanden einen träumerischen Blick zum „Canale Grande" hinunter. Faschingsgedanken hatten sie, zu große bevorstehende Freude machte schwermütig und rief Gedanken an einst wach. Vielleicht an den letzten Faschingstag des Vorjahres, wo man als Mädel stolz war, den schicksten „Cabiniere" von ganz Venedig besessen zu haben. Und dann kam der große Aschermittwoch, der Tag, an dem keiner mehr die Larve zeigte, an dem alles wieder Wirklichkeit war.

Vom 9. bis zum 17. Februar währte das große, offizielle Faschingstreiben in den Straßen Venedigs. Die Lokale hatten schon jetzt Karneval gemacht. Sie waren von Kopf bis Fuß auf Fasching eingestellt. Aus dem „Palast Romea" drangen einem die obgerissenen Stücke zweier Musikkapellen entgegen, die eine jazzte, die andere spielte italienische Nationalweisen a la Santa Lucia, wobei allerdings zu bemerken ist, daß der „Palast Romea" eine Gaststätte für den Fremdenverkehr ist. Das Ohr nahm soviel verschiedene und dauernd abwechselnde Eindrücke auf, daß man ohnedies glaubte, inmitten eines karnevalistischen Zentrums zu sein. Denn hier im Zentrum tönte gute und schlechte Musik aus den Lokalen, vom Palazzo Ducale und der Markuskirche kam feierliche, andächtige Stille, aber westlich von Venedig im Porto Maghera, nahm das Hämmern und Stampfen von Maschinen kein Ende.

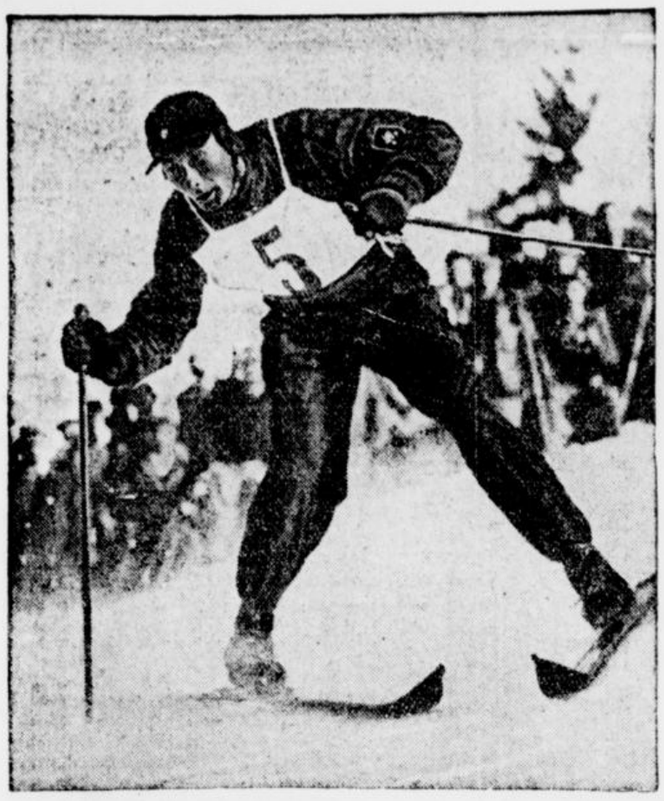
Aber all diese Wirklichkeit war bald auf Tage verschwunden, denn ganz Venedig war verzaubert, der Faschingsreigen hob an. Bunte Mädchen und Männer zogen durch die Straßen und über die Plätze, und auf jenen annähernd 150 Kanälen spielte sich jenes romantische Leben und Treiben ab, was oft in Büchern gelesen, aber selten miterlebt wurde. Wenn der Gondolier seinen Nachen mit sanftem Schlage übers Wasser beförderte, wenn eine Laute heiße Liebeslieder girrte und wenn buntfarbene Lampions jenen märchenhaften Glanz ausstrahlten, den wir Deutsche als das äußere Requisit der italienischen Nacht ansprechen.

In diesen Tagen schon ging es in den Straßen und Gaststätten fidel und ausgelassen zu, aber drei Tage vor Fastnacht erreichte das Faschingsleben seinen Höhepunkt. Der Karnevalszug mit seinen merkwürdigen Figuretten, mit seinen Symbolen und Trachten, mit all seinem Jubel und Trubel, mit der Fülle des Blumenschmucks bewies uns die Liebe des Volkes zum Fröhlichsein, das Temperament, das heiße Blut des Südländers, der einmal aus seiner Haut heraus will.

Der Deutsche, der dieses Leben und Treiben mit ansah, war entweder gebannt von der Größe des Ereignisses, oder er zeigte durch ein Heben seiner Schultern, wie unverständlich ihm dies alles war. Wer das italienische Volk nicht kannte, konnte auch für den italienischen Karneval, so wie er wirklich war, nicht Verständnis haben. In Deutschland feiert man auch Fasching, läßt den Prinzen Karneval seinen Einzug halten, formiert sich zu einem Zuge, in dem man Masken sieht und in dem gesungen wird. Aber das ist nicht der Fasching von Venedig, von Nizza oder sonstwo aus dem Süden. Der Deutsche ist bestimmten Dingen gegenüber grundsätzlich und konventionell, er kennt selbst im Faschingszug seine Grenzen (mit einigen Ausnahmen natürlich). Der Italiener kennt die Grenzen nicht, hier war im Fasching einer wie der andere.

Man mußte aber — einmal gesehen — diesen Karneval von Venedig schön finden, wollte ihn immer wiedersehen und erinnert sich gern daran. Genau so, wie man vieles andere in Venedig schön fand, wie man vieles wiedersehen wollte, wie man sich an alles gern erinnerte. Denken wir nur an die Sehenswürdigkeiten architektonischer Kunst, an die Markuskirche, an die Kirche Santa Maria della Salute oder an den Dogenpalast, denken wir an die Münze, an die Bibliothek. Das alles kam uns zu Bewußtsein, wenn wir später an jenes Venedig zurückdachten, das wir uns schon in unserer Kindheit Tage zu sehen erträumt hatten. Venedig früher zur Zeit des großen Karnevals im Februar!

Die Olympischen Winterspiele
in Garmisch-Partenkirchen in Bildern



Links:
Franz Pfnür,
der Meister des Slaloms

So elegant und sicher schwingt sich Franz Pfnür, der Gewinner der Goldmedaille im kombinierten Abfahrts- und Torlauf, durch die Slalomtore. Eine herrliche Aufnahme vom Wettbewerb, die so recht die angestrengte Willenskraft unseres Olympiasiegers zeigt. (Schirner — M.)

Unten:
Prächtige deutsche Skimädel

Man sieht von links: Christl Cranz, Frau Hadi Pfeiffer-Lantschner, Lisa Resch und Käthe Grasegger. (Presse-Bild-Zentrale — M.)



Der erste Stabwechsel der siegreichen Finnen-Mannschaft

Die finnischen Läufer konnten beim 4×10-Kilometer-Staffellauf einen schönen Sieg für sich herausholen. Im Bilde der erste Wechsel der siegreichen Finnen-Mannschaft. (Scherl, M.)



Unten:
Winterpracht im Werdenfelser Land
(Scherl — M.)



Der Reichskriegsminister in Garmisch-Partenkirchen

Reichskriegsminister Generaloberst von Blomberg wohnte dem herrlichen Erfolge unserer Skiläufer im olympischen Torlauf bei. Hier sieht man den Reichskriegsminister am Ziel des Wettbewerbs am Gudiberg. (Scher, M.)



Ballangrud gewinnt das erste olympische Eisschnellaufen. (Scherl, M.)





Links:
Die besten Eiskunstläufer im Kampf

Im Olympia-Eisstadion begann das Kunstpflichtlaufen der Männer. Von früh bis spät zeichneten die besten Läufer der ganzen Welt die vorgeschriebenen Pflichtübungen aufs Eis und erledigten den schwierigsten Teil des Kunstlaufs. Hier sieht man einen Blick über das dichtbesetzte Eisstadion während des Pflichtlaufens vor den Schiedsrichtern. Scherl — M.)

Rechts:
Die Bobrennen haben begonnen

Am Dienstag früh jagten die ersten Viererbobs in zwei Rennläufen über die schmale kurvenreiche Strecke. Hier das buntbewegte Bild vom Startplatz der Olympia-Bobbahn mit dem herrlichen Blick über das weite Alpental. (Scherl, M.)

Geboren in Italien...

Roman von Gerhard Ritter

Urheber-Rechtsschutz:
Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

23

Als die Verhandlungen schließlich doch so weit abgeschlossen sind, daß Hella und Stettner schon die Koffer zur Abreise nach Sorrent gepackt haben, flattert ihnen in letzter Stunde noch ein Schreiben des Amtsgerichts in T. ins Haus.

„Herrgott", stöhnt Stettner, „was wird das bloß wieder sein. Lebend bekommt ihr mich jetzt aber nicht wieder aufs Gericht! Ich reise, und zwar auf der Stelle! Oder noch besser — — ich bin überhaupt schon verreist. Mach' nur den Brief gar nicht erst auf, Hella. Er hat uns ja doch nicht mehr erreicht. Wir sind ja schon unterwegs — —"

„Aber Peterle", entgegnet sie lachend, „du hast doch selbst den Empfang des Briefes quittiert. Er kam doch als Einschreibebrief."

Da gibt er sich lachend geschlagen und macht sich mit Hella, die gleichfalls geladen ist, auf den Weg zum Amtsgericht.

Dort harrt ihrer eine Riesenüberraschung, denn es stellt sich heraus, daß der Zweck ihrer Ladung die Testamentseröffnung des Crewerschen Nachlasses ist.

Zwei Tage vorher hatte dessen Beerdigung durch die Bestattungsanstalt „Pietät" stattgefunden, wobei die einzige Leidtragende bei seinem Begräbnis seine alte Hausdame gewesen war.

Bei Verlesung von Crewers letztem Willen aber erfahren Hella und Stettner, daß sie von dem Alten zu Haupterben seines stattlichen Vermögens bestimmt worden sind.

Nachdem sie sich von ihrem Staunen einigermaßen erholt haben, weigern sie sich ganz spontan, die Erbschaft anzunehmen. Erst nach stundenlangen Verhandlungen mit der Nachlaßbehörde kommen sie überein, die große Summe für einen Waisenhausfonds zu stiften.

Die Oeffentlichkeit schüttelt über solche großzügige Geste den Kopf. — Geld riecht doch nicht, meint man. — Und die Verwunderung der braven Bürger T.s wächst noch mehr, als sich herumspricht, daß Stettner auch keinerlei Ansprüche auf die Moraviusche Erbfolge zu machen gedenkt. Er verzichtet gern. Herzlich gern! Er ist allzu lange unfreiwilliger Nutznießer dieses Moraviusschen Vermögens gewesen. Er hat genug davon! — Frei will er sein! Frei von allen noch so losen Bindungen zu dieser Familie.

Beim Heraustreten aus dem Gerichtsgebäude seufzt Stettner tief auf:

„So! Das wäre nun auch erledigt. Schluß! Die Vergangenheit ist tot! Und jetzt: nach Sorrent! Zur Mutter!"

„Komm nur, Peterle, komm!" ruft ihm Hella, die schon zu ihrem kleinen Wagen vorausgeeilt ist, zu. „Komm nur! Wenn wir uns eilen, können wir noch den Nachmittagszug erreichen. Die Koffer sind ja schon gepackt!"

Mit zwei Sätzen ist Stettner beim Auto. Er setzt sich ans Steuer, stellt den Motor an, und wie auf Kommando lachen beide jubelnd auf, als das Geräusch des anspringenden Motors erklingt.

Wissen sie doch, dieses Motorengeräusch kündet nicht nur den Start zu ihrer augenblicklichen Rückfahrt nach K. an. Es ist vielmehr das Zeichen zu einer viel längeren und größeren Fahrt!

Es ist das Startsignal zur Fahrt in ein neues Leben!

Zur Fahrt ins Glück!

25.

Herrlichste Frühlingssonne strahlt vom blauen italienischen Himmel, als Hella und Stettner an diesem wunderschönen Märzmorgen aus der Halle des Royal-Hotels in Neapel auf die Via Partenope hinaustreten.

Kleine weiße Wellenkämme durchziehen die Wasserfläche des Mittelmeeres, das von unzähligen Segel- und Motorbooten belebt ist, während am steinigen Ufer, gegen das eine leichte Brandung schlägt, schon die Angler in Hemdsärmeln sitzen und mit bewundernswerter Geduld stundenlang ihre langen Ruten ins Wasser halten.

Hella und Stettner besteigen eine der ortsüblichen alten Pferdedroschken und fahren an Santa Lucia vorbei in Richtung des Hafens zum Molo Immcolatella Nuova. Gebannt blicken sie auf die mächtige Rauchsäule des Vesuvs. — Unaufhörlich entströmen dicke Schwefelschwaden dem Schlund des riesigen Kraters und werden vom Frühlingswind in breiter Fläche nach Osten getrieben. Siegreich durchbricht sie die strahlende Morgensonne. — Die Vermischung der Sonnenstrahlen mit dem gelblich-grünen Schwefelqualm läßt die Luft gegen Osten zu in den buntesten und schillerndsten Farben zittern.

Im Hafen gehen sie an Bord des Postdampfers Capri und fahren mit diesem an Herculanum und Pompeji vorüber aus dem Golf ins offene Meer hinaus. Deutlich erkennen sie durchs Fernglas im Vorbeifahren den Weg, den vor zweitausend Jahren der Lavastrom vom Krater bis kurz vor die Tore Pompejis nahm. — Nach ungefähr anderthalbstündiger Fahrt kommt Sorrent in Sicht. — Ein unbeschreiblicher Anblick diese Stadt Tassos! — Italien! — Italien! — Fast wie Menschengesichter lachen ihnen die schreiend bunten, auf sanftem Hügelrücken gelegenen und von der hellsten Mittagssonne beleuchteten Häusgen entgegen.

Während die beiden Menschenkinder über den langen Landungssteg schreiten, klingt ihnen das gedämpfte Rauschen der Brandung im Ohr, die die Grotten und Höhlen des Felsenufers überspült. — Am Dom und am Denkmal Tassos vorbei treffen sie auf einen schmalen Pfad, der in nicht unbeschwerlicher Steigung zum Kloster der „Grauen Schwestern" hinaufführt. — Dort, vorm Eingang zum Kloster, bietet sich ihnen ein wunderbarer Ausblick. In der klaren und hellen Luft können sie über die unendliche Bläue des Mittelmeeres hinweg bis nach Capri blicken. So schön dieser Blick ist, Stettners Sinn steht jetzt nicht nach genießerischer Landschaftsbetrachtung. Er ist voller Erwartung, was ihm die nächsten Stunden bringen und ob er hier die letzte und erschöpfende Auskunft über die Mutter erhalten wird. Er möchte es so gern. Möchte über der Mutter tragisches Geschick viel lieber hier von den frommen Schwestern als aus den schmutzigen Papieren der verstorbenen Amme unterrichtet werden. — Zögernd, mit vor Erregung zitternden Händen, zieht Hella an der altmodischen Handschelle des Klostertores. Plärrend schallt der lärmende Laut der Glocke aus dem stillen steinernen Bau zurück. — Es ist der gleiche Klang, den einst auch die Mutter im Ohr gehabt, als sie hier um Einlaß klingelte. — Nach einer Weile nähern sich schlürfende Schritte und bald darauf kommt im offenen Klappfensterchen ein altes Schwesterngesicht zum Vorschein. Stettner grüßt mit einem, ihm aus dem Pisaer Knabeninstitut in Erinnerung gebliebenen lateinischen Jesuitengruß, worauf ihnen sofort in der zuvorkommendsten Weise das Tor geöffnet wird. Da Stettner nicht in das Innere des Klosters hinein darf, muß an seiner Stelle Hella der Oberin ihr gemeinsames Anliegen unterbreiten. Ihre Aufgabe wird ihr wesentlich erleichtert, da sich unter den Schwestern zufällig auch eine Deutsche befindet.

Stettner aber, der im Pförtnerinnenraum zurückbleibt, hat unterdessen reichlich Muße, durchs Fenster des kleinen Raumes die Gegend zu betrachten. — Er sieht nur Meer und blauen Himmel! — Meer — Himmel — Sonne — Italien! — Wie vertraut ist ihm das alles. Und doch wirkt es nicht stärker auf ihn als etwa die lebendige Erinnerung an einen lange zurückliegenden Besuch. — Seine Heimat ist das hier nicht. Das empfindet er jetzt sehr klar. Und dieses Meer vor seinem Blick, so schön und blau und südlich es daliegt, ist ihm ein fremdes Meer! Das Meer, das er liebt und an dem sein Herz hängt, ist ein ganz anderes! Es ist ein hartes und rauhes, ein manchmal düsteres und wildes Meer! Und seine Brandung tost und brüllt, überspült das Land und verschlingt oft ganze Inselteile. Aber dieses Tosen und Brüllen hat seine eigene Melodie. Für ihn ist's wunderbarste Musik! — Beethoven! — Ganz plötzlich springt ihn in Gedanken dieser Name an. Und Meer und Musik und Beethoven und düster und hart und wild und Heimat und noch einmal Heimat klingt es in ihm, während sein Blick teilnahmslos auf dem italienischen Meer und dem italienischen Himmel verweilt.

Endlich kehrt Hella in Begleitung der Oberin und der deutschen Schwester zu ihm zurück. Die beiden Nonnen bringen einen großen Folianten mit, und die Oberin berichtet daraus, was über Christine Classens ehemaligen Aufenthalt im Kloster vermerkt steht:

„Christine Classen," so liest sie mit ihrer ein wenig singenden Stimme, „geboren am 20. März 1865 auf K. in Friesland als Tochter der Fischersleute Claus und Dörte Classen, laut mit sich geführten Papieren, Mutter des am 10. Januar 1894 in Mailand geborenen Claus Classen, verstarb hier am 3. März des Jahres 1894. Ihre Beisetzung fand auf dem Einwohnerfriedhof der Stadt Sorrent statt. Totenschein und sämtliche Papiere der Christine Classen einschließlich der Geburtsurkunde des Claus Classen wurden am 11. April 1894 von dem Bürgermeisteramt in Sorrent an die Bürgermeisterei von K. geschickt. Eine Damenuhr, zwei Ringe, ein Medaillon, eine Kette, ein Armband, eine Bibel und ein Gesangbuch sowie 220 Lira und ein Goldstück im Werte von zwanzig deutschen Reichsmark wurden auf ausdrücklichen Wunsch der Verstorbenen an ihren, in der Obhut der Amme Bianca Tonsi befindlichen kleinen Sohn Claus geschickt. Die Empfangsbestätigung dieser Sendung traf von der in Mailand auf der Via la Piama wohnenden Bianca Tonsi am 2. Mai 1894 hier ein."

Wie eine Litanei hat die Oberin diesen Bericht heruntergebetet. Und wie ein Gebet ist er von den beiden Menschenkindern, von Hella und Claus Classen, mitangehört worden. Auf dem Weg bis zum Friedhof sprechen beide kein Wort. — Mit Mühe und erst nach langem Suchen wird das Grab gefunden. In wild überwucherndem Unkraut steht ein Granitstein, der im Laufe der Jahre fast ganz in die Erde eingesunken ist. Eine Inschrift ist nicht mehr zu erkennen. Doch der alte Totengräber schwört Stein und Bein, daß dieses Grab das einer deutschen Dame sei.

Während Hella mit dem Totengräber verhandelt, bleibt Classen allein am Grab der Mutter. Nach einer halben Stunde muß er Abschied nehmen.

Gegen ½6 Uhr geht der Dampfer nach Neapel zurück, und Hella und Claus müssen sich beeilen, um noch zu seiner Abfahrt zurechtzukommen.

Auf dem Achterdeck des Schiffes sitzen sie in ihre Mäntel gehüllt und blicken auf das immer mehr in der Ferne verschwindende Sorrent zurück. — Die Natur stellt diesem Abschied des Sohnes von der Mutter die grandioseste Kulisse. Der ganze Horizont ist von der untergehenden Sonne glutrot erleuchtet. — Als der Sonnenball immer kleiner wird und allmählich die dunklen Nachtwolken am Himmel heraufziehen, übernimmt der Vesuv die weitere Festbeleuchtung. Steil schießt aus seinem Krater die Flamme zum Himmel empor. — Gebannt verharrt der Blick der beiden auf dieser großartigen Feuersäule. — Ganz in die Betrachtung dieses wunderbaren Naturschauspieles versunken und der Erinnerung an die eben erlebten Stunden hingegeben, spüren sie die scharfe Brise des Abendwindes gar nicht, der um ihre Gesichter streicht. Erst durch den heulenden Schrei der Schiffssirene werden sie aus ihren Träumen gerissen. — Als sie sich erheben und nach dem Vorderdeck gehen, bietet sich ihnen ein unvergleichlicher Anblick: Von tausend und abertausend Lichtern der Stadt strahlend hell erleuchtet, liegt die Küste Neapels vor ihren Augen — —

Noch in der Nacht fahren sie nach Rom, um am nächsten Morgen bei Herrn Alexander Tonsi in der Via Fanagosta 34 vorzusprechen. Leider treffen sie den Herrn nicht mehr an. Er hat bereits das Lokal seiner Mutter in Mailand übernommen. Claus und Hella müssen also in Mailand die Fahrt noch einmal unterbrechen. Am nächsten Abend erhalten sie dann von ihm in einer Hinterstube seiner Kneipe die Aufzeichnungen seiner verstorbenen Mutter. Zunächst ist er in seinen Forderungen ein bißchen unverschämt, aber dann macht er es doch sehr billig. Von der Erbschaft Christines an ihren Sohn ist allerdings nur noch die alte Bibel und das Gesangbuch vorhanden. Alles andere war von der gemütvollen Mutter Tonsis längst zu Geld gemacht worden.

Während Hella und Claus nachts über den Simplon nach Deutschland zurückfahren, finden sie in ihrem Abteil nur wenig Schlaf. Sie sind vollauf damit beschäftigt, das Material der würdigen Dame Bianca zu überprüfen. Es enthält Dokumente einer abgrundtiefen Gewissenlosigkeit. Gleich hinter Basel, während sie über den Rhein fahren, müssen sie der Paßkontrolle ihre Pässe vorweisen. Als der Beamte Stettners Staatenlosenpaß sieht, mustert er ihn ein wenig von oben herab. Claus nimmt's ihm nicht übel. Im Gegenteil: über sein Gesicht gleitet ein Lächeln stillen Triumphes. Ueber ein kleines, weiß er ja, wird er diesen Paß nicht mehr benötigen. Da wird er im Besitz eines regelrechten deutschen Reisepasses sein, in dem sein richtiger Name Claus Classen und alle übrigen notwendigen Personalien ordnungsgemäß eingetragen sein werden. Im D-Zug, die glücklichen Gesichter an die Fensterscheiben gedrückt, blicken Claus und Hella freudestrahlend in die deutsche Landschaft hinaus.

Jetzt sind sie wieder zu Hause! In der Heimat! Im Vaterland!

Im Neunzig-Kilometer-Tempo saust der Zug an den Schwarzwaldbergen vorbei. Es ist eine Fahrt mitten in den Frühling hinein.

Lange Zeit herrscht Schweigen zwischen ihnen. Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Heute — denkt Claus im stillen — würde die Mutter ein besseres Schicksal erwarten. Heute würde sie sich nicht von traditionsbesessenen Krämerseelen ins Ausland verschicken zu lassen brauchen, um ihr Kind zur Welt zu bringen.

Und wie zur Bekräftigung seiner Gedanken wendet er sich wieder Hella zu und bricht als erster das Schweigen.

„Ich glaube, Liebling", meint er, ihr zärtlich übers Haar streichend, „wir können mit dem Ergebnis der ersten Etappe unserer Fahrt ins neue Leben ganz zufrieden sein."

Langsam hebt sie den Kopf. Freudestrahlend flüstert sie: „Jawohl, Liebster! Das glaube ich auch. Wir können sehr zufrieden sein. — Du — und ich — und — wir alle drei!"

Ende.

Anfänge unseres Milchstraßensystems

Ungelöste Geheimnisse des Weltenraums — Milliarden von Sternen bilden die „zentrale Wolke"

Von H. Walter Cordes

Schon seit anderthalb Jahrhunderten galt es als bekannte Tatsache, daß unsere Sonne mit ihrer Planetenfamilie nicht im Raume stillstand, sondern sich in Richtung auf den Stern Wega weiterbewegte. Später, als das Spektroskop uns die Schnelligkeit aller Sterne messen lehrte, ergab sich, daß die Geschwindigkeit der Sonne etwa 20 Kilometer je Sekunde beträgt oder 600 Millionen Kilometer jährlich. Bei solchen Fragen nach Sterngeschwindigkeiten erhebt sich aber immer das weitere Problem, in bezug auf welchen Punkt besitzt der Stern die genannte Geschwindigkeit? Für jeden, der sich auf der Erde dahin bewegt, ist der feste Erdbogen ein idealer Nullpunkt, der sich in Ruhe befindet. Aber wie steht es damit im Raume?

Im interstellaren Raume findet sich nirgends ein fester Punkt, alles bewegt sich, und jeder Stern am Himmel besitzt eine eigene Schnelligkeit in bestimmter Richtung. Sagen wir also, die Sonne bewegt sich mit 20 Kilometer Geschwindigkeit in Richtung auf die Wega, so müssen wir eigentlich hinzufügen, daß dies unter Bezugnahme auf die in unserer Nachbarschaft stehenden Sterne gilt, die wir im Durchschnitt mit unbewaffnetem Auge sehen können.

Messen wir dagegen die Bewegung der Sonne in bezug auf bestimmte Sterngruppen, so finden wir vielleicht ganz andere Werte. Nehmen wir den roten veränderlichen Stern Mira im Walfisch als Nullpunkt, so steigt die Sonnengeschwindigkeit auf 60 Kilometer je Sekunde, während daraus bei Zugrundelegung der kugelförmigen Sternhaufen gar 300 werden. Und dies gilt nun für eine ganz andere Richtung als vorher bei der 20-Kilometerschnelligkeit. Welche Zahl ist die richtige? Man kann dazu nur sagen: „Das kommt darauf an", nämlich darauf, was man als „Nullpunkt" genommen hat. Die Wissenschaft ist heute zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Milchstraße sich in mehrere große Gruppen zergliedert und daß nicht allein jede dieser Gruppen sich anders verhält und aus anderen Sternarten bestehen mag als die übrigen, sondern auch, daß sich das galaktische System als Ganzes dreht. Man stellt sich das etwa wie folgt vor.

Inmitten des scheibenförmigen Milchstraßensystems liegt die sogenannte „zentrale Wolke", die mindestens 50 Milliarden Sterne umfaßt und — in gewisser Hinsicht — die gleiche Rolle spielt wie die Sonne in unserem Planetensystem. Die ganze Umgebung der Sonne scheint sich als Ganzes um diesen Mittelpunkt zu drehen. Die Geschwindigkeit dieser „lokalen Wolke", wie sie meist genannt wird, beträgt etwa 275 Sekundenkilometer. Unsere Sonne macht einen Bestandteil dieser Wolke aus und nimmt dadurch an ihrer Bewegung teil. Die kugelförmigen Sternhaufen sind aber nicht an ihr beteiligt.

Aus der Physik wissen wir, daß eine derartige Wolke nicht stabil sein kann, ohne sich um sich selbst herumzuwirbeln. Wir können sie als eine Art Bienenschwarm betrachten, der sich in seiner Gesamtheit um den Mittelpunkt des Milchstraßensystems dreht, in dem aber andererseits doch jeder Einzelstern seine besondere Eigenbewegung besitzt; diese Eigenbewegung der Sonne innerhalb der lokalen Wolke sehen wir widergespiegelt am Himmel in der Schnelligkeit der Sterne am Himmel — einer Geschwindigkeit von 20 Kilometer in Richtung Wega.

Wo die Sonne in dieser lokalen Wolke ihren Platz hat, können wir nicht mit Gewißheit sagen, dürfen aber mit Bestimmtheit annehmen, daß er etwa nahe der Mitte liegt. Wie viele Sterne im ganzen dazugehören, steht auch noch offen, nach Schätzung sind es aber einige Milliarden. So viel kann man sagen, daß die Bewegung um den Mittelpunkt des ganzen Systems kreisförmig erfolgt, mit einem Durchmesser von 33 000 Lichtjahren, bei einer Umlaufszeit von rund 200 Millionen Jahren. Das läßt wiederum eine Schätzung zu auf die Gesamtzahl der Sterne im galaktischen System, deren Gesamtmasse 160millionenmal so groß wie die der Sonne ist. Davon entfällt allerdings ein Teil auf Rechnung dunkler Nebel und erloschener Sterne, so daß für die wirklich lichtgebenden Himmelskörper etwa das Hundertmilliardenfache übrigbleibt.

Obgleich wir wissen, wo der Mittelpunkt unserer Milchstraße liegt — in der Richtung der hellen galaktischen Wolken im Sternbild des Schützen —, ist diese gewiß strahlende Stelle unseren Augen leider entzogen durch dunkle Stoffnebel, die nur ab und an einen Durchblick gestatten.

Wir haben nun allmählich eine gute Vorstellung über die Zusammensetzung des Milchstraßensystems und die einzelnen Bewegungen seiner Teile. Wir dürfen uns nunmehr auch fragen, auf welche Weise ein solcher Zustand entstanden ist. Alle in diese Richtung zielenden Theorien bleiben natürlich vorläufig äußerst gewagt, indessen sind doch bereits verschiedene Ansichten geäußert, die nähere Betrachtung lohnen.

So scheint es möglich, daß die Drehung der Milchstraße der Begegnung mit einem anderen Spiralnebel zu danken ist, mit der Folge, daß eine Art Gezeitenwirkung entstand, ganz ähnlich der, auf die man ja auch den Ursprung unseres Planetensystems zurückführen zu können glaubt. Die Vertreter dieser Ansicht sagen sogar, vor wie ferner Zeit dieser gewaltige Vorgang sich abgespielt hat, denn damals bereits vorhandene Sterne müssen sich anders verhalten als später entstandene.

Die ersteren müßten sich z. B. in langgestreckten, exzentrischen Ellipsen um den Mittelpunkt bewegen, wie etwa die Kometen um die Sonne in einem Planetensystem. Dies paßt auf die roten, veränderlichen Sterne mit kurzen Umlaufszeiten, und solche, die in bezug auf die Sonne über große Geschwindigkeiten verfügen. Die zweite Gruppe indessen, die „Jüngeren" unter den Kindern der „Milchstraßenfamilie", würden sich — gerechnet zur Sonne und der lokalen Wolke — in fast kreisförmigen Bahnen bewegen.

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, den 16. Februar 1936.

Mutter

Was bedeutet eigentlich das Wort „Mutter"?

Die Mutter ist es, die uns ihre ganze Liebe angedeihen läßt, vom ersten Lebenstage bis zum Tode. Als Kind merken wir nicht, wieviel Sorgen und schlaflose Nächte sie um uns gehabt hat. Viele Tränen sind geflossen, die wir nie gesehen haben. Manchen Aerger haben wir ihr gemacht und sie hat uns immer mit der gleichen Liebe bedacht. Sie hat uns Tugenden gelehrt und zum Guten angehalten, nichts hat sie für sich selbst beansprucht. Erst der Vater, dann die Kinder und was übrig blieb, es war meist nichts, das war der Mutter. Oft selbst krank, hat sie weiter für die Familie sich geopfert. Ist dies nicht ein Stück stilles Heldentum? Die Mutter hat immer den Grundsatz vor Augen gehabt: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz".

Leider wird von einer Mutter viel zu wenig geredet. Unser Führer hat von seiner Mutter eine hohe Meinung, indem er schreibt: „Meinen Vater habe ich verehrt, aber meine Mutter geliebt". Besser kann man von einer Mutter nicht reden. Mutter und Vaterland gehören zusammen, denn ohne Mutter ist ein Vaterland undenkbar.

Darum deutsches Mädel, setze deinen ganzen Stolz darein, nicht nur mal Frau zu sein, sondern Mutter, umgeben von einer frohen, gesunden Kinderschar. Dann erst bedeutet die Ehe für Dich das wahrhaft höchste Glück, es ist doch so schön, für Menschen sorgen zu können, die man liebt.

Aus der Bewegung

Beim Mitglieder-Appell der NSDAP. anläßlich der Trauerfeier für den ermordeten Landesgruppenleiter Gustloff wurden anschließend an den Gemeinschaftsempfang durch den Ortsgruppenleiter Wegner im Wesselschen Saale gegen 40 Parteigenossen unter Aushändigung der Mitgliedsbücher feierlich verpflichtet. Der Stellv. Kreisleiter Vogt hieß die neuen Parteimitglieder zur Mitarbeit willkommen. Er wies sie vor allem darauf hin, daß die Mitgliedschaft in der Partei für sie erhöhte Pflichten bedeute.

Erholungsaufenthalt in Frönspert

35 Volksgenossen aus Castrop-Rauxel, die mehrere Wochen im Erholungsheim der Deutschen Arbeitsfront Westfalen-Süd in Frönspert weilten, kehrten in ihre Heimat zurück. Alle waren voll des Lobes über den Aufenthalt, der ihnen allen wirklich gut getan und sie mit neuer Kraft und neuem Arbeitseifer erfüllt hat. Zehr Mitglieder der hiesigen Arbeitsopferversorgung traten die Ausreise nach Frönspert an, um dort inmitten des schönen Sauerlandes ihren Erholungsurlaub zu verbringen.

Zum Pfarrer von Wiedenbrück ernannt

Pfarrer Friedrich Klüner, der bekanntlich lange Jahre Pfarrvikar von St. Franziskus Schwerin war, wurde durch die Bischöfliche Behörde nach Wiedenbrück versetzt. Sein Nachfolger in Marten wurde Pfarrvikar Josef Blume aus Hagen-Haspe.

Uebergangszeit für Schützenvereine

Solange sich der Deutsche Schützenverband in der Umorganisation und seine jetzt aufgelösten bisherigen drei Unterverbände (Deutscher Schützenbund, Deutsches Kartell für Sportschießen und Reichsverband Deutscher Kleinkaliber-Schützenverbände) in Liquidation befinden, sind die Unterverbände als Abwickelungsstellen mit der Einziehung der Beiträge für das Jahr 1936 in der gleichen Weise beauftragt, wie sie diese im Jahre 1935 eingezogen haben. Jeder Verein des Deutschen Schützenverbandes hat daher für das Jahr 1936 an dieselbe Stelle, an die er 1935 seinen Beitrag abgeführt hat, den Beitrag für 1936 zu zahlen. Ebenso hat er allen sportlichen Anordnungen dieser Stellen im Jahre 1936 ebenso Folge zu leisten wie im Jahre 1935.

Die Fundpolizei meldet:

Ein Lederhandschuh gefunden!

Eigentumsansprüche sind binnen Jahresfrist bei der Ortspolizeibehörde, Kirchplatz 3, geltend zu machen.

Der neue Chormeister der Chorgemeinschaft „Liederhalle/Harmonie"

Dr. Hans Wedig-Bonn

Zum Nachfolger Dettingers, der bekanntlich vor längerer Zeit einer ehrenvollen Berufung zum Chorleiter des MGV. „Liederkranz" in Stuttgart folgte, wurde jetzt der Dirigent des Bonner MGV., Dr. Hans Wedig, gewählt.

Der Neugewählte, der bis jetzt gleichzeitig auch Kreischormeister des rheinischen Sängerkreises II war, stand mit 56 Bewerbern in der Wahl. Seine Wahl erfolgte gleich ohl einstimmig. Er wird, wie s. Zt. Dettinger, sowohl den Dortmunder Lehrer-Gesangverein, einschl. des Frauenchores, als auch die Chorgemeinschaft „Liederhalle-Harmonie" Castrop-Rauxel leiten.

Der neue Chormeister entstammt dem Industriegebiet.

Er wurde 1898 zu Essen geboren. Seinem Studium oblag er an der Bonner Universität und am Kölner Konservatorium. 1921 promovierte er zu Bonn in Musikgeschichte, Literatur und Kunstgeschichte zum Dr. phil. Von 1921—28 als Opernkapellmeister an den Theatern in Darmstadt, M Gladbach und Ulm tätig, übernahm er 1929 die Vertretung des Bonner Generalmusikdirektors und war von 1930—33 Leiter des Städt. Gesangvereins Bonn (Oratorien- und Sinfoniekonzerte). Seit 1930 ist Dr. Wedig Chormeister des „Bonner Männergesangvereins". Außerdem leitete er viele Chöre und Orchester in Aufführungen eigener Chor- und Orchesterwerke in Aachen, Barmen, Berlin, Bochum, Essen, Freiburg, Heidelberg, Köln, Stuttgart, Wiesbaden u. a. In Dortmund dirigierte er bereits dreimal eigene Werke in den Städtischen Konzerten von Professor Sieben, das letzte Mal am 15. April 1935 (Klavierkonzert B moll, op. 7 mit Wilhelm Backhaus als Solist).

Die Presse urteilt:

Dr. Hans Wedig ist ein ausgezeichneter Komponist — bedeutender Orchesterdirigent — einer der besten jungen Führer auf dem Männerchorgebiet, wo er Qualitäts-Tradition mit den neuen Ideen unserer Zeit in besonderer Weise zu vereinen versteht.

Man darf wohl annehmen, daß die nach langwierigem Sieben getroffene Wahl eine gute ist, die ganze Entwicklungsgeschichte des neuen Chormeisters der genannten Chorvereinigungen spricht dafür, daß er der Mann ist, der das von Dettinger in zielbewußter Arbeit Geschaffene fortführen und zur vollsten Entfaltung bringen wird. Die bewährte Sängertradition der beiden ältesten Männer-Gesang-Vereine unserer Stadt wird in ihm einen liebevollen Betreuer finden. Seine Aufgabe wird es vor allem sein, den von Dettinger in mühevoller Kleinarbeit aus den Chören des MGV. „Liederhalle" und MGV. „Harmonie" nach der Zusammenlegung zur „Chorgemeinschaft" gebildeten Klangkörper weiter zu formen und durch intensive Schulung zu weiteren Erfolgen zu führen.

Die Aufnahme der Tätigkeit des neuen Chormeisters wird wahrscheinlich schon im nächsten Monat erfolgen. Wir heißen Dr. Hans Wedig an seiner neuen Wirkungsstätte recht herzlich willkommen und rufen ihm zu seinem Wirken im heimischen Musik- und Konzertleben ein kräftiges „Glückauf" zu.

Fisch auch am Dienstag

Ein zweiter Fischtag in der Woche zur Unterbringung der Massenfänge

Nach den Meldungen aus den deutschen Fischereihäfen ist in den Monaten Februar bis April mit größeren Seefischanlandungen zu rechnen. Besonders werden Kabeljau, Seelachs, Rotbarsch und Schellfisch auf den Markt kommen und bei den zu erwartenden günstigen Fangergebnissen eine vielseitige und preiswerte Gestaltung des täglichen Speisezettels ermöglichen. Der Reichsnährstand und seine Hauptvereinigung der deutschen Fischwirtschaft werden alles dazu tun, um den Seefisch bis in die entferntesten Teile des Reiches schnell und preiswert zu schaffen, damit die reichen Fänge dazu dienen können, die Fleischversorgung zu ergänzen.

Jede Hausfrau weiß ja heute, daß Seefisch genau so nahrhaft ist wie Fleisch, und kennt die mannigfaltigen Arten der Zubereitung, die den Fisch in immer neuartiger Form zu einer gern gesehenen Abwechselung der Speisekarte werden lassen.

Der Reichsnährstand hat gemeinsam mit der Hauptvereinigung mit sofortiger Wirkung für Februar, März und April die Propagierung eines zusätzlichen Fischtages für dringend notwendig gehalten, um die erwarteten Massenfänge restlos dem Verbrauch zuzuführen.

Die Hausfrau soll es sich daher zur Pflicht machen, an diesen Fischtagen für die Hauptmahlzeit nur Fisch zu verwenden, ebenso wie in den Gaststätten und Verpflegungsgemeinschaften Fisch als Hauptgericht gereicht wird.

Als Fischtag, der in jeder Woche eingehalten werden soll, ist für Westfalen und Rheinland der Dienstag festgesetzt.

Die Fischtage werden sicher dazu beitragen, daß auch reiche Anlandungen in vollem Umfange der menschlichen Ernährung zugeführt werden können.

Führer durch das Heimatmuseum

geöffnet Mittwochs und Samstags 15–19 Uhr Sonntags 10–13 Uhr. – Eintrittsgeld 10 Rpfg

Warum „Industriestadt im Grünen"?

Bei der Einrichtung des Heimatmuseums war die Notwendigkeit gegeben, in dem Raum für Archiv und Statistik auch auf den Aufbau der Stadt hinzuweisen, die schon gleich nach ihrer Bildung den Beinamen „Industriestadt im Grünen" erhielt. Zur Vermeidung trockener statistischer Darstellungen wurde der Auffälligkeit halber der Versuch unternommen, an Hand des Ergebnisses einer Viehzählung durch kleine Spielwaren-Tierfiguren darzulegen, wie groß der Viehbestand in Castrop-Rauxel trotz der scheinbar alles überragenden Großindustrie noch ist. Auf dem Modell im Raum 1 (Archiv und Statistik) des Museums ist das Ergebnis der Viehzählung der Jahres 1933 festgehalten. Für je 50 der damals gezählten Tiere wurde 1 Figur aufgesetzt. Für die über 40 000 Hühner stehen also da über 800 Hühner-Figuren. Ferner stehen da 151 Kaninchen, 115 holzgeschnitzte Schweinchen 119 Tauben usw. Da im Stadtgebiet nur 1 Esel gezählt wurde und dieser eine Esel durch einige witzige Umstände eine besondere Bedeutung erlangt hat, durfte er nicht fehlen. Auch für ihn wurde eine Figur hingesetzt. Die Spielwarenfiguren sind sämtlich handgeschnitzt und stammen aus dem sächsischen Erzgebirge. — Der weiteren Erläuterung des Namens „Industriestadt im Grünen" dient die beigegebene Tafel mit der schematischen Aufteilung der Gesamtfläche Castrop-Raurels nach ihrer Verwendung. Der Text auf der Tafel verdient auch an dieser Stelle festgehalten zu werden. Er lautet: „Von allen Städten im Deutschen Reich stand Castrop-Rauxel 1933 mit seiner Handarbeiter-Bevölkerung an dritthöchster Stelle. Trotzdem beherbergte die Stadt 56 bäuerliche Erbhöfe, eine Zahl, die von keiner anderen Industriestadt im Verhältnis zu ihrer Größe erreicht wird. Castrop-Rauxel führt daher mit Recht den Namen „Industriestadt im Grünen". Von den 4122 Hektar Gesamtfläche der Stadt waren Grünfläche 70,8 Prozent, Wohnfläche 15,3 Prozent Verkehrsfläche 8,5 Prozent, Industriefläche 5,4 Proz

Mal was anderes!

Das war der Grundsatz, der uns bei der Auswahl unseres neuen Romans

Der Unsichtbare

von Arnold Valentin

leitete. Wir glauben, daß wir damit im Sinne aller Leser handelten, die gewiß

die spannende Geschichte

von Anfang bis Ende mit größtem Interesse verfolgen werden.

Ein 1600jähriges Märtyrergrab

Xanten. Der Bischof von Münster weihte einen neuen Altar über der ersten Krypta des Xantener Domes ein, die über den Gräbern zweier christlicher Märtyrer der Tebäischen Legion vor 1600 Jahren errichtet wurde. Ueber diesem Grab wurde der spätere Xantener Dom in römischer, in fränkischer, dann in romanischer und zuletzt in gotischer Zeit gebaut bzw. umgebaut. Bezeichnend ist das Gutachten namhafter Kriminalanatomen über die beiden Skelette, die unter einer Mensa, einem Altartisch, tief in der Erde gefunden wurden. Aus ihrer zusammengekauerten Lage, aus Bruchstellen an einzelnen Knochen und aus nachweisbaren Blutspritzern innerhalb der Skelette geht einwandfrei hervor, daß der Tod durch äußere Gewalt herbeigeführt wurde. Der Grabfund ist so belassen worden, wie er seit 1600 Jahren besteht.

Ein toller Dummerjungenstreich

Feuerwerkskörper mit einem Brennglas entzündet

Köln. Mehrere Kinder vergnügten sich damit, die in einem Schaufenster in Gremberg ausgelegten Feuerwerkskörper mit einem Brennglas zu bestrahlen. Plötzlich fing einer der Körper Feuer, wodurch sämtliche Feuerwerkskörper explodierten. Im Augenblick stand die Auslage des Schaufensters in Flammen und brannte aus. Die Scheibe zersprang. Den Eltern der Beteiligten wird dieser „Scherz" teuer zu stehen kommen.

Wenn **Miele** dann **Kaller** Castrop-R. 1 Marktstr. 20



Auch Sie können so wohnen!

Besuchen Sie deshalb die Auskunftstelle:

Le hbücherei Frl. Lemberg, Castrop-Rauxel 1, Widumerstr. 3

der Eigenheimschau Dortmund

Weißenburger Straße 3, Fernsprecher 34376

Unverb ndliche Beratung Verlangen Sie die wichtige Baumappe mit 50 Eigenheimen für 1.— RM.

Behandeln Sie ihn liebevoll, Ihren 3-Rohr-Einkreiser, dann werden Sie staunen, welchen Fernempfang Sie mit diesem billigen Gerät haben. Nicht einfach auf gut Glück an den Knöpfen drehen, sondern alles schön aufeinander abstimmen. Da können Sie mal zeigen, wie tüchtig Sie beim „Wellenfang" sind. Mit einem 4-Röhren-9-Kreiser ist es schließlich keine Kunst, ein Dutzend „Ausländer" heranzuholen. Musik wie ein Großer zaubert Ihnen der Blaupunkt 3 W 15 herbei — und fast genau so schön wie ein Großer sieht er aus. Ja, er hat es in sich, dieser Musikzauberer. Sein kraftvoller, schöner Ton und seine naturgetreue Wiedergabe erregen immer wieder Bewunderung. Lassen Sie sich von Ihrem Funkhändler die Bedienung des 3 W 15 erklären. Lesen Sie aufmerksam die Bedienungsanleitung durch, besser zweimal als einmal, doppelt genäht hält bekanntlich besser. Sie werden viel Freude an Ihrem Blaupunkt 3 W 15 für RM. 184,— haben — dasselbe Gerät für Gleichstrom 3 G 15 kostet einige Mark mehr —, wenn Sie ihn richtig bedienen. Schreiben Sie an die Ideal-Werke AG. für drahtlose Telephonie, Berlin-Hohenschönhausen, man wird Ihnen gute Prospekte senden und, wenn Sie es wünschen, dafür sorgen, daß Ihnen ein Blaupunkt 3 W 15 oder 3 G 15 unverbindlich durch ein Radiogeschäft in Ihrer Wohnung vorgeführt wird.

Auto-Fahrschule A. Eichler

Castrop-Rauxel 1, Holzstraße 1

Ausbildung für alle Klassen.



für Ihre *Einrichtung* für Ihre *Empfangslage* alles finden Sie bei mir

Radio-Verheyen

Castrop, Marktstr. 16 Telefon 2410

Das Ansehen und Prüfen verpflichtet Sie zu nichts, wird aber Ihren Entschluß erleichtern

Volksempfänger

Anzahlung 7.25 Mk. Monatsrate 4.40 Mk.

Zweimädchen (10

für 1½ Tage gesucht.

Frau Dr. Stratmann, Zechenbahn Schwerin.

Mittleres Ladenlokal,

auch für Bürozwecke geeignet, zu vermieten. Zu erfragen: Central-Drogerie Hennewig, Wittener Str.

Warum alles allein machen?

Der kluge Kaufmann zieht bei der Werbung für sein Geschäft den Anzeigenteil der Ortszeitung zur Hilfe heran. Er weiß, daß die Zeitungsreklame die größte und schnellste Verbreitung findet. Dabei ist sie wirksamer und somit billiger als alle anderen Werbearten.

Pianohaus Marks, Bochum, Karl-Wilhelmstr

Jung. Ehepaar, sich. Mietzahler, sucht zum 1. 4. oder später **Drei- bis Vier-Zimmer-Wohnung** mögl. Nähe der Altstadt. (33 Schriftl. Angeb. unter Nr. 579 an den Stadtanzeiger.

1 oder 2 möbl. Zimmer

Nähe Bahnhof Rauxel sofort zu vermiet. Zu erfragen in der Geschäftsst. des Stadtanzeigers.

Verkaufe sehr schönen, großen, hellen (8 **Natur-Fuchs,** neu, zu 39.— M. **Schulte, Gelsenkirchen,** Ahlmannshof 40

Wer besucht Private?

Gute Konsumartikel!

Anfrag. schriftl. an d. Geschäftsstelle des Stadtanzeigers unter Nr. 580. (513 Weg. Heirat d. jetzigen, sauber. kinderliebes

Inserieren sichert Erfolg!

Wer Radio hört,

muß eine gute Funkzeitschrift lesen.

Bitte lassen Sie sich einmal ein Probeheft von der Funkzeitschrift „hör mit mr" von Ihrem Boten oder in unserer Geschäftsstelle geben.

Sie werden erstaunt sein, wie reich dieses Heft für 10 Pfennige ausgestattet ist. Neben den übersichtlichen Programmen aller deutschen Sender und aller wichtigen ausländischen Stationen großer Kupfertiefdruckteil, Unterhaltung, Funktechnik u. v. a.

50–70% Ersparnis



gegenüber Vollmilchfütterung bei Aufzucht von Kälbern, Ferkeln usw., erstklassige Mastschweine, hochbewertete Kaninchen, glänzende Behaarung, erhöhte Eierablage durch M. Brockmanns Kälbernährmehl, Mischfutter auch für Kleintiere und Geflügel

„Mastodon".

Erprobte Futterzusammenstellungen enthält M. Brockmanns **„Ratgeber".** Neue (9.) Ausgabe kostenlos in den Verkaufsstellen oder von M. Brockmann Chem. Fabr., Leipzig-Eutritzsch

„Mastodon"-Verkaufsstellen:

Castrop-R. 1: H. Hethen, Futterm., Münsterstr. 35; M. Lambert, Futterm., Bochumer Str. 71; C.-R. 3: Drog. G. Goßmann; C.-R. 4: Drog. A. Rohrer; Drog. F. Storck.

Meine Mutter

litt seit 15 Jahren an Husten und asthmatischen Beschwerden. Mit Husta-Glycin in kurzer Zeit auf die Beine gekommen. A. Steinwedel. Rostock, den 19. 6. 1935. Fritz Reuterstr. 26. Tausende ähnliche Urteile liegen vor.

Husta-Glycin: Fl. M 1.65 u. 1.-

Hustobons (Bonbons): Ds. 75 Pfg.

Bestimmt zu haben in der Drog. O. Hennewig, Castrop-Rauxel 1, Am Markt, und Drog. A. Rohrer, Castrop-Rauxel 4.

Wirb

für den „Stadtanzeiger für Castrop-R. u. Umgb." denn seit über 60 Jahren setzt er sich für die Interessen Deiner engeren Heimat in besonderer Weise ein

Treue um Treue

Kinderwagen in größter Auswahl, neueste Modelle, zu niedrig. Preisen u. günstig. Zahlungsbedingungen nur bei **Kirsch** Castrop Münsterstr. 21

Inserieren Sie im Stadtanzeiger

Mietverträge stets vorrätig.